

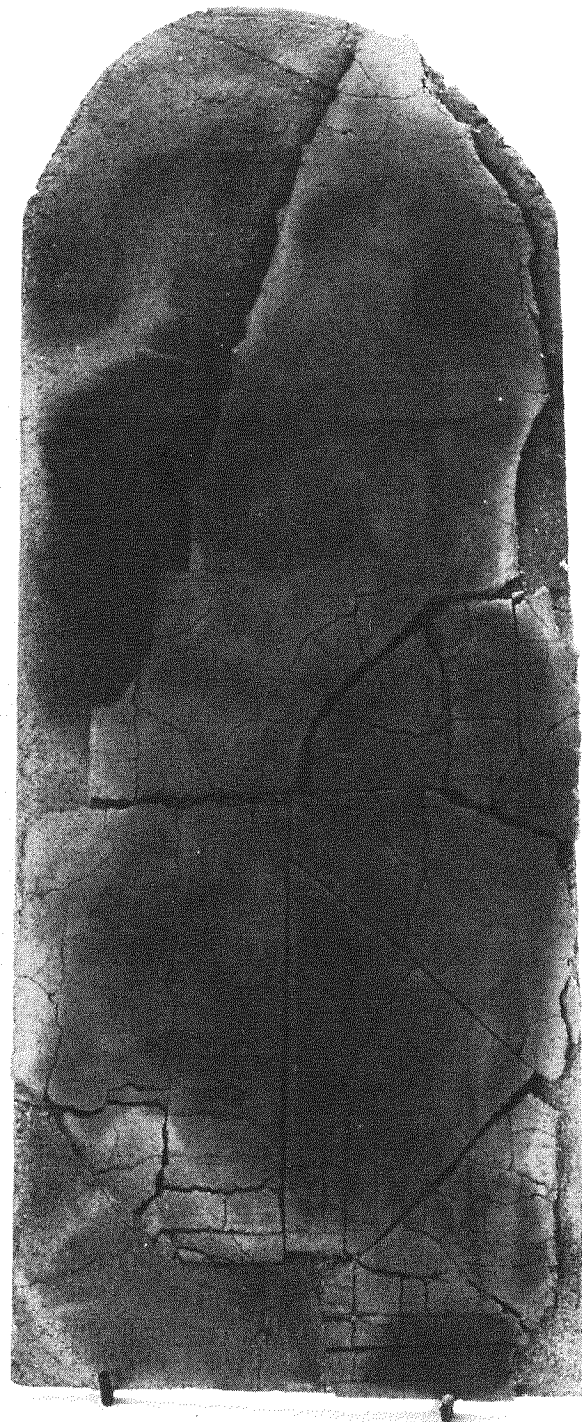
FAMA

Feministisch-
theologische
Zeitschrift

14. Jahrgang

Dezember 1998

FAMA 4



Schmerz

«Die grossen Worte sind verlorengegangen

Es heisst mit winzigen Wörtern werben um Frieden und Liebe»

Als ich bei der Suche nach lyrischen Texten zum Thema dieser FAMA auf diesen Gedichtanfang von Rose Ausländer stiess, fasste er für mich zusammen, was dieses Heft zeigt: Der Schmerz hat viele Gesichter und Namen; und das feministisch-theologische Nachdenken und Mitgehen, erst recht das theologische Reflektieren nach und in eigenen Schmerzerfahrungen fügt sich nicht zu einem festen theologischen Gebäude. Höchstens zu einem Dorf mit verschiedenen Häusern und Wohnungen. Ähnlich vielleicht wie Nelly Sachs die Psalmen – auch keine theologischen Lehrgebäude – beschreibt als «Nacht-herbergen für die Wegwunden» mitten in einer «Landschaft aus Schreien».

Die Weihnachtsnummer zum Thema Schmerz. Wie kommt das? Mit ausschlaggebend war ein Text von Dorothee Sölle in ihrem Buch «Gegenwind» zum Geburtsschmerz. Weihnachten, das Fest der Freude über die Geburt Jesu, da ist die Verbindung. Schmerz als eine produktive Kraft, eine Erfahrung aller Gebärenden, wird von Dorothee Sölle positiv gewürdigt. Besorgt ist sie über den Einsatz der «Pille», gemeint ist die schmerzbekämpfende Pille, weil diese das menschliche Dasein «maschinenförmig» mache. Weil sie zum Beispiel daran hindere, sich das «sinnlose, bittere Leiden des Sterbens so anzuverwandeln» wie es beim Weg von den Eröffnungs- zu den Presswehen geschieht und damit vom Kampf gegen den Schmerz zur Annahme des Todes zu kommen.

Dass die harte Erfahrung des Schmerzes durchaus zu etwas gebraucht werden will, das zeigen die beiden Theo-

loginnen Renata Huonker-Jenny und Luzia Sutter Rehmann, deren Texte aus eigener, sehr verschiedener Schmerzerfahrung kommen. Doch Verzicht auf Schmerzbekämpfung wäre angesichts der Zerstörungen, die insbesondere der chronische Schmerz anrichtet, der keine «gute», alarmierende Funktion mehr hat, purer Hohn. Renata Huonker-Jenny beschreibt die isolierende, kommunikationszerstörende Wirkung chronischer Schmerzen. Der Schmerz wirft in unbekanntes Land, ins Trauma-Land. Sie hat dieser kaum zu vermittelnden Erfahrung Sprache abgetrotzt. Auch und ganz anders Luzia Sutter Rehmann, die von der Frau des Hiob, Sitidos/Dina, lernen möchte, aus der Erstarrung, in die der Schmerz führt oder verlockt, herauszugehen.

Die Medizinhistorikerin Esther Fischer-Homberger beschreibt die produktive Dynamik der Kombination eines integrativen und eines desintegrativen Umgangs mit dem Schmerz. Zum Schluss ihrer Ausführungen verweist sie auf den Paradigmawechsel in der Medizin der letzten Jahrzehnte. Diese ist in eine «Phase getreten, in welcher sie, die ... vorher den Frauen, der ärztlichen Praxis, der Psychotherapie und der Alternativmedizin überlassene integrierende Behandlung des Schmerzes wieder in ihr Denken aufnimmt.» Was das heisst, führt die Ärztin Regula Schmitt-Mannhart, die als leitende Ärztin in einem Krankenhaus vorwiegend palliativ und nicht mehr gesundbringend tätig ist, aus. «Sie sind wichtig, weil Sie eben Sie sind. Sie sind bis zum letzten Augenblick Ihres Lebens wichtig, und wir werden alles tun, damit Sie nicht nur in Frieden sterben, sondern auch leben können bis zuletzt.» Dieser Ausspruch von Cicely Saunders, der Begründerin der heutigen Hospizpraxis, beinhaltet die entscheidende Grundhaltung gegenüber schwerkranken und sterbenden Menschen. Für den Arzt, die Ärztin, heisst das, dass sein und ihr medizinisches Handeln auch dann noch gefordert ist, wenn eine Heilung eines kranken Menschen nicht mehr zu erwarten ist. Wenn auch die Krankheit nicht mehr beeinflussbar ist, so muss der oder die Betroffene wenigstens nicht unter Beschwerden wie Schmerzen, Atemnot oder Übelkeit leiden. Hier hat sich in den letzten Jahren ein enormes, neues Fachwissen herausgebildet, die sogenannte Palliativmedizin (von lateinisch palliare = mit dem Mantel bedecken, lindern, Geborgenheit geben). Es geht dabei nicht darum, einen schwerkranken und sterbenden Menschen ruhigzustellen, «maschinenförmig» zu machen, sondern im Gegenteil: Gerade die Schmerzfreiheit oder wenigstens Schmerzlinderung schafft vielfach erst die Voraussetzungen dafür, dass sich ein

Mensch wieder öffnen kann für andere, Interesse aufbringen kann, kommunizieren kann und seine Energien bündeln kann für den letzten Weg ins Sterben hinein.

Die Begegnungen mit den konkreten Menschen zeigt, dass sich gerade im Umgang mit Schmerz jede Ideologisierung verbietet.

Die zerstörerischen Folgen eines ideologisierten Umgangs mit Schmerz, sei er christlich oder esoterisch verbrämt, zeigt die in einer psychiatrischen Klinik tätige Seelsorgerin Marianne Reifers. Hier stehen jeder feministischen Theologin die Haare zu Berge, und wir wissen wieder einmal, was wir auf keinen Fall mehr wollen. Fast zwischen die Zeilen hat die Autorin kleine Führten gelegt, Spuren einer lebenseröffnenden Nachfolgepraxis Jesu.

Von der Untröstlichkeit im Schmerz und vom Recht, untröstlich zu sein, schreibt Monika Hungerbühler. Sie gibt damit mehr Raum für das Aushalten und einen wahrhaftigen Umgang mit einer alle Grenzen sprengenden Not als jedes fein gemeisselte, theologische Gebäude geben könnte.

Der Schmerz zerreisst, sprengt, lähmt, zerstört. Die Bilder zu dieser FAMA müssten eigentlich unsere vorgegebenen Spaltenformate aufreissen, haben wir erwogen. Sie bleiben in der Ordnung, aber die Bilder bezeugen eine aufwühlende Auseinandersetzung mit Phrasen, Sätzen wie Hammerschlägen, die viele Generationen von Frauen in Schmerzen getrieben haben oder sie gedrängt haben, sich nicht aufzulehnen und zu wehren. Du sollst leiden, du sollst nicht merken, du sollst ertragen, du sollst nicht handeln und nicht wissen, sind einige davon. Elisabeth Wieser Schiestl, die Künstlerin, sagt, sie hätte die Bilder dieser Frauenpassion oftmals unter Tränen und grösster Mühe gemacht. Das merkt man ihnen an. Das ist ihr «schreckliches Wissen vom Schmerz, das gebraucht werden will» (Renata Huonker-Jenny).

Ich habe angefangen, mit den Beiträgen dieses Heftes zu sprechen und sie auch untereinander ins Gespräch zu bringen. Erhellende Übereinstimmungen, Brüche, Lücken, Fragen und ein grosser Konsens in der Bereitschaft, genau hinzusehen, sich berühren zu lassen, den Schmerz zu sehen und zu fragen, was sich damit anfangen lässt.

Jacqueline Sonogo Mettner

Schmerz Los

Renata Huonker-Jenny

Unerträglicher, chronischer Schmerz im Kopf rüttelt an den Grundfesten. Er ist näher als dir lieb sein kann. Das Unerträglichste: Einen Unfall mit Toten oder eine unheilbare Krankheit brauchst du dir dazu nicht einmal vorzustellen. Unverwundbar ist keine. Eine vermeintliche Alltäglichkeit wird über die Hebelkräfte des Schmerzes zum Unglück. Ein Aufprall von hinten auf deinen Wagen, während du in stehender Kolonne auf Grünlicht wartest, kann dich ins Trauma schleudern. Nichts ist mehr wie es war. Du kennst die Gegend nicht: wohinein du versetzt worden bist, reicht deine bisherige Erfahrung nicht hin. Eine versteinerte Welt empfängt dich. Im Märchen kommt jemand und löst den Bann. Anhaltender, starker Schmerz ist das Gegenteil vom Märchen. Es ist die Hölle auf Erden. Im Kopf mahlt Schmerz mit den Kräften einer Betonmischmaschine. Das müsste man auf tun und kann nicht. Das muss weg, sofort weg und ist nicht weg zu machen. Schmerzmittel aller Sorten vereinigen sich in der Eigenschaft, nichts oder nicht viel und auf jeden Fall ungenügend am starken Schmerz zu ändern. Schlafen hilft nichts, ruhen ändert nichts, Zeit verstreicht und heilt nichts. Du hast ja auch keine Wunden. Es ist eine geschlossene Kopfverletzung, die man nicht sieht – nur dass du bleich und starr wirkst und dein Charakter sich anfängt zu ändern. Schmerz macht dich ungeduldig und auffahrend oder still und zurückgezogen oder überreizt und hart. Du bekommst vielleicht Streit in der Familie, mit der Nachbarschaft, am Arbeitsplatz. Kinder nerven dich. Menschen werden schwer erträglich. Anstatt mit der Zeit zu heilen, macht chronischer Schmerz mit der Zeit alles viel schlimmer. Du hast das Schmerz Los gezogen.

Die Uhr ist abgelaufen

Kein Wunder, dass Zeit nichts ändert. Im Trauma steht die Zeit still. Chronischer Schmerz ist eingefrorener, stillstehender Schmerz. Peter Levine, Trau-

maforscher seit Jahrzehnten, fand den Grund für das befremdliche Phänomen darin, dass für das Reptilienhirn, welches mit biologischen Reaktionsmustern in der Traumasituation reagiert, die Zeit nicht existiert. Ein weise Einrichtung der Natur, denn wo es ums Überleben geht, greift der Organismus auf blitzartige, instinkthafte Reaktionen zurück. Für alles andere bleibt in lebensbedrohlichem Geschehen auch keine Zeit. Immerhin überlebst du damit den Unfall ohne Genickbruch. Falls sich das Reaktionsmuster des Traumas nicht auflöst, entwickelt sich eine posttraumatische Stressreaktion. Was dein Überleben rettete, wandelt sich im Lauf von Wochen und Monaten unter Umständen zum Stressfaktor. Dein Nervensystem reagiert weiter als wäre das Geschehen, das dich verletzt hat, jetzt gerade noch im Gang. Du bleibst in der Jetztzeit deines Reptilienhirns. Am Morgen wenn du mit Mühe überhaupt Schlaf fandst, erwachst du vergebens: Der Schmerz, nach dessen Nachlassen du Kopf und Körper absannst, besetzt dich. Deine Zeit im Schmerz scheint Ewigkeit. Dich höhnen nur deine Hoffnungen auf ein Nachlassen in der Nacht: Deine innere Uhr ist mit dem Datum des Unfallstags – und oft noch präziser: der Unfallszeit stillgestanden. Früher – als du noch nicht im Trauma Land warst –, da gab es Mittel gegen Schmerz, wirksame Mittel. Und es gab das Hauptmittel Ruhe und Schlaf gegen fast alles, was auf dieser Erde Menschen seelisch und körperlich quält. Dein Schlaf ist dahin. An diesem Ort, wohin es dich geschleudert hat, ist Übererregung und Überwachsamkeit das Los der Insassenschaft. Jedes Geräusch, jedes Licht, jede unerwartete Bewegung reizt dich: überreizte Augen und Ohren machen dich leiden an der Welt der Farben und Töne und Geräusche, die du früher liebtest. Musik, wenn sie dir nicht passt, erzeugt ein Crescendo des Schmerzes. Nur Eis hilft. Eis und Kälte. Mitten im Winter steckst du auf irren nächtlichen Gängen durch Wald, am liebsten durch einsamen Wald, wo nur die Bäume dein Leid sehen, den Kopf unters eiskalte Wasser eines Brunnens. Oder in den Schnee. Die liebe Sonne ist dein ärgster Feind. Du bist in einem steinharten Reich und suchst Kälte, um den Brand im Kopf zu kühlen.

Schmerz am Pult und im Bett

Über den Schmerz schreiben ist schwer. Wer ihn erfährt, schreibt nicht. Liegt im Bett und krümmt sich vor Migräne. Diese weckt dich auf – im Hinterhalt den Schmerz. Aus dem Schlaf gerätst du in die Fallen eines Schmerzes, der dich zum Baby macht. Du klammerst dich an den Menschen neben dir im Bett und bittest um Hilfe, doch er kann

nichts oder nicht viel tun. Du weisst jetzt, was Gegenwart ist: dieser Schmerz und sonst nichts ist real. Nichts sonst gibt es für dich auf Erden, keine verhungerte Kinder und totgehaute Menschen. Andere sprechen über politische Probleme, andere errichten e-mail-boxes, andere gehen ins Kino oder auswärts essen: Du hast den Schmerz zum Kolleg. Er ist überall da. Geht mit auf die Toilette und ins Bad, stört penetrant jeden deiner schwächer werdenden Versuche, dich aufzuraffen zu einem Gespräch, einer Begegnung, zur Teilnahme an einer Sitzung. Er ruht nicht bis du von ihm sprichst. Er lässt nicht locker bis du die Ohren der Leute ersäufst mit deinem Klagefluss. Manchmal macht Schmerz dich menschenscheu. Dann ziehst du dich zurück mit Büchern, Kinderbücher sind besonders gut und Literatur. Deine Beziehungen strudeln im Traumasog. Jedoch diejenigen, die den Schmerz kennen, vermitteln dir Ahnungen vom Weg. Der Schmerz geht mit dir ins Bett und schläft mit dir. Wenn du Pech hast weckt er dich rücksichtslos lange bevor ein neuer elender Tag beginnt, an dem du wieder alles mit grosser Mühe tust und wartest, bis es Nacht wird. Dann wiederholt sich der Kreis.

Über den Schmerz schreiben ist schwer: wer ihn hinter sich hat, vergisst ihn gern. Wer versteinert ist, schreibt nur noch mit Mühe. Schreiben heisst erinnern, präzise schildern: und schon hat er dich noch mehr. Der traumatische Schmerz ist Symptom und Sog. Er vergisst dich nicht so schnell. Wenn der Schmerz deine Hirn Rillen nur lange genug gepresst hat, dann findet er die Spur nur allzu leicht: Jemand erzählt dir von s e i n e m Schmerz – und d u hast den Schmerz wieder sehr stark, den Tabletten und Therapie doch ein bisschen gedämpft haben. Das wird auch der Grund sein, warum die meisten Menschen Mühe haben, fremden Schmerz mitzuertragen. Ihre eignen mit Traumatisierungen verbundenen und verdrängten, d.h. relativ gut geborgenen Schmerzen werden geweckt – und wer in unserer Gesellschaft ist von Trauma unberührt. Sigmund Freuds Studien geben bis heute wichtige Anknüpfungspunkte für die Entstehung von Kindheits- und Unfalltrauma und ihren leider manchmal zerstörerischen Folgen für die Persönlichkeit.

Im Trauma gefangen

Das verwundete Tier wird leicht gejagt und schnell zum Opfer: Den Versicherungen musst du beweisen, dass du leidest. Niemand sieht oder hört oder riecht Erstarrung und Verfremdung, Verzweiflung und Kopfschmerzen. Nur du weisst Bescheid. Und das weckt das Misstrauen. Simulantinnen könntest du

sein. Auf eine Rente könntest du aus sein. Missbrauch von Leistungen muss verhindert werden. Erstarrte Muskeln und ein Körper aus unverbundenen Teilen, der dir nicht mehr recht gehört, passen schlecht ins gängige Diagnosewissen und ins Raster der Versicherungen.

Der traumatische Schmerz vergisst dich nicht so schnell

Über den Schmerz schreiben ist schwer. Man vergisst ihn lieber. Im Schmerz schreiben ist noch einmal etwas anderes. Im Schmerz über den Schmerz schreiben aktiviert den Schmerz. Meine Schreibzusage für diesen Artikel erfolgte also unter Vorbehalt. Briefe an die Versicherungen, an Arbeitgeber und Ämter sind zu schreiben – im Schmerz ausser du hast jemanden, der dir das abnimmt. Denn nur *deine* Zeit steht still. Diejenige der andern geht weiter. Ewig wirst du deine Stelle nicht halten können als Schmerzpatientin. Ewig bezahlen sie dir die Rechnung von exotisch lautenden Therapien nicht. Die dir die Therapien nicht bezahlen wollen – leider nicht enthalten im UVG – unser medizinischer Dienst anerkennt diese Therapien nicht – funktionieren selber offenbar schmerzfrei. Deine Funktionen hat der Schmerz gekappt. Deine Stecker sind herausgezogen. Kraft nimmt dir der Schmerz: fast alle Kraft. Nur ein Rinnsal bleibt. Soviel, dass du überleben musst. Du erlebst dein Gefängnis live und real.

Manchmal bleibt leider auch genug Kraft für die Selbsttötung. Hinter manchem Suizid ist chronischer Schmerz. In Gebieten, wo viele Traumatisierungen an der Bevölkerung geschehen sind, nimmt die Suizidrate zu. Statistisch versucht die Fachsprache das Unsägliche zu bannen. Aber es gibt da noch etwas Anderes: Künstlerinnen und Künstler und religiöse Menschen ahnen den mystischen Ort. Sie können vielleicht besser als die Ärzteschaft mit ihrem medizinischen Ehrgeiz die Sinnlosigkeit des Schmerzes anerkennen und aushalten. Du kennst dich zwar selber nicht mehr im Schmerz, aber du hast gar keine Zweifel, dass es *dein* Kopf ist, der dich schmerzt. Vielleicht kommt das daher, dass *du* du bist und nicht *ich* und der Schmerz zweifelsfrei scheidet zwischen mein und dein. Irreal ist nie dein Schmerz, nur deine *Rolle* als Mensch im Schmerz in der Gesellschaft. Du passt nirgends mehr hin. Deinen Platz findest du eher draussen bei den Wölfen. Viele Schmerzpatientinnen und -patienten machen lange Gänge durch die Natur, finden in ihr Behausung und Erträglichkeit. Die Natur gibt ihnen etwas Ersatz für den verlorenen Zeithrhythmus. Die Stille erfährst du im Schmerz als Gnade. Denn dein Schmerz dröhnt.

Gott weiss, dass das weh tut

Im Schmerz, wenn du's nur aushältst und nicht aufhörst Hilfe anzunehmen, die heute möglich ist, entsteht mit Geduld im schwarzen Loch der Raum, der dich erlöst. Es ist der Raum, der dir wieder Zeit schafft. Ein Schöpfungsprozess wiederholt sich: zuerst Raum dann Zeit. Ich selbst konnte die Traumatisierung und damit den Schmerz schrittweise mit guter therapeutischer Hilfe lösen. Das Schleudertrauma hat mich aus mir selbst herausgeschleudert. Weiss Gott, dass das weh tut. Der Prozess des Wiederhineinkommens war und ist ein Weg in das Altvertraute gleichermaßen wie in ein Neuland. Mit der Auflösung des Traumas nahmen die Schmerzen ab. Schreiben verstärkte die noch vorhandenen Schmerzen nicht mehr so stark. Die Erinnerung ist wieder an ihrem Ort und wird nicht mehr quasi als eingebranntes Reaktionsmuster in die Gegenwärtigkeit gesogen. Ich bin daran, Traumatherapie zu erlernen und werde später vermutlich einmal Beides sein: Pfarrerin in Teilzeit und Therapeutin. Das schreckliche Wissen vom Schmerz will gebraucht werden.

Renata Huonker-Jenny, lic.phil., ist als Pfarrerin tätig und hat vor knapp zwei Jahren ein Schleudertrauma erlitten. Ihr Bericht darüber «Ins Trauma geschleudert» erschien in der «Zeitschrift, Reformatio», Nr. 6/97 zum Thema «Körper». Renata Huonker war 9 Jahre Zürcher Kantonsrätin und ist Mutter von drei Jugendlichen.

Schmerz und Geschlecht

Kulturgeschichtliche Beobachtungen zum Schmerz

Esther Fischer-Homberger

Was «Schmerz» ist, scheint in unserer traditionellen Begrifflichkeit schwer zu fassen. Die immer wiederkehrende Hervorhebung der Subjektivität des Schmerzes, die zu seinem Erleben gehörige Nicht-Mittelbarkeit und dass er kaum messbar sei, kontrastiert eigentümlich mit der Tatsache, dass kaum etwas Faktischeres denkbar ist als die unausweichliche Körperlichkeit des Schmerzes. Schmerzwahrnehmung und Grenzwerte der Schmerztoleranz variieren je nach Kultur, Geschlecht, Individuum und konkreten Umständen.

Schmerzende Wunden: Integration und Desintegration

Die neuere Schmerzforschung begreift Schmerz in erster Linie als ein Erlebnis – ein unangenehmes Sinnes- und Gefühlserlebnis – das jedoch weder hinsichtlich der Lokalisierungsmöglichkeiten noch hinsichtlich seiner Intensität und Qualität durchgängig mit der Schmerz-Ursache korrespondiert. Hierin wird ein Forschungsumschwung erkennbar, auf den ich zurückkommen werde.

Ausgehend davon und von den dem Bild des Schmerzes offensichtlich inhärenten Brüchen versuche ich, den «Schmerz» von der Aufnahmeseite her zu beschreiben. So besehen kann er als etwas Unangenehmes erfasst werden, auf das charakteristischerweise so oder anders gebrochen reagiert wird, im wesentlichen aber mit einer Kombination von integrativen und desintegrativen Gesten. Die *integrative Reaktion* wendet sich dem Schmerz zu, gibt ihm einen Sinn. Sie lebt gestaltend mit dem Wandel, den die Beschädigung durch das Schmerzereignis mit sich bringt.

Das *desintegrative Erleben* dagegen sieht die Beschädigung als sinnlose Ent-Stellung. Es isoliert das Schmerzereignis als Un-Fall, der nicht hätte passieren sollen, bekämpft den Schmerz und versteckt ihn. (...)

Der integrierte Teil des Schmerzes wird als persönliche Leiderfahrung aufgefasst, der desintegrierte als von fremder,

feindlicher Täterschaft angetaner Schaden («es sticht»), wie sich das in Beschreibungen des Schmerzes als «schneidend», «brennend», «bohrend» usw., als «Fremd-Körper» allenfalls tierischer oder dämonischer Natur spiegelt. Dem desintegrierenden Umgang mit dem Schmerz entspricht die Distanzierung, die Tendenz, den gehabten Zustand wiederherzustellen, die Lähmung und der Affekt der Wut; dem integrierenden die Zuwendung zum Ort des Schmerzes, die Gestaltung des Schadens und die Trauer wie das Lachen. So sehr nun Schmerz charakteristischerweise sowohl integrierende als auch desintegrierende Bewegung auslöst, variiert doch das Verhältnis und die Art von deren Kombination.(...) Das Mischungsverhältnis von Integration und Desintegration des Schmerzes variiert je nach körperlicher und psychischer Stimmung, je nach Anlass, je nach Verarbeitung der Ereignisse, je nach soziokultureller und historischer Situation. Immer aber geht es um eine Mischung; wo völlig desintegriert oder völlig integriert wird, fehlt die Schmerzerfahrung.

Distanzierung vom Schmerz: der Siegeszug

Im Rahmen mittelalterlicher Christlichkeit wurde die Wunde in Form von Christi Wundmalen sakralisiert, die Passion (verehrt in den Bildern von Christi Leidensweg, der Schmerzensmutter und den Märtyrern) wurde zum beispielhaften Leben. So war die Bereitschaft, Schmerz in Leben und Persönlichkeit zu integrieren, offenbar erheblich. Schmerz konnte als Strafe, Prüfung, Opfer, Reinigung oder als Übergang zur anderen Welt, zur Ekstase sinnvoll, ja erwünscht erscheinen.

Die Neuzeit nimmt demgegenüber das Schicksal in die eigenen technisch, naturwissenschaftlich und organisatorisch ausgerüsteten Hände, betrachtet Leidensbereitschaft als Schwäche und orientiert sich am Idealbild des glücklichen, schmerzfreien Lebens vor dem Tode. An die Stelle der Erlösung durch den Schmerz setzt sie die Erlösung vom Schmerz. (...) Dementsprechend konzipierte die Neuzeit den Schmerz als rein körperliches Ereignis und entwickelte eine Medizin, die ihn als solches technisch-medizinisch bekämpft.

Zum einen setzte sie damit einen Kontrapunkt, auch eine politische Gegenposition zur Schmerzverehrung und Leidensbereitschaft des Mittelalters, welche von der Kirche zweifellos zum Teil ins Interesse der eigenen Macht gestellt und in diesem Sinn missbraucht worden ist. Zum anderen sahen sich die Menschen der Neuzeit mit neuen, das mittelalterliche Bewusstsein sprengenden Begegnungen mit Gewalt konfrontiert (den Feuerwaffen etwa und den

traumatischen Erfahrungen im Zusammenhang mit den Entdeckungen), denen gegenüber der desintegrative Umgang sozusagen zwangsläufig in den Vordergrund rücken musste. (...)

Umgekehrt wuchs in dem Masse, in welchem das neuzeitliche medizinisch-naturwissenschaftliche Nachdenken Verletzung und Schmerz trennte, die Bereitschaft, an Verletzungen eigener und fremder Integrität vorbeizusehen. Als grosse Errungenschaften der frühneuzeitlichen Medizin wurde die Enttaubisierung der Leichenöffnung, die Anatomie (von griech. ana-témnein = schneiden, zerteilen) gepriesen. Die nunmehr anatomisch fundierte Chirurgie wurde entsprechend invasiver – und damit ihrerseits traumatisierend. (...) So schaukeln sich in der Atmosphäre der neuzeitlichen Rationalität Verletzungsbereitschaft und Schmerzabwehr gegenseitig hoch. (...) Die Entwicklung von Krieg und Schmerzbekämpfung, Chirurgie und Anästhesiologie gehen Hand in Hand. (...)

Schmerz wurde nun zunehmend «neurologisiert», galt als Schadenanzeige, die über bestimmte Nervenbahnen an bestimmte zentrale Wahrnehmungsapparate gelangt, wurde gewissermassen zu einem Leitungsereignis. Körperlicher und seelischer Schmerz wurden zweierlei. Entsprechend wurde die Ausschaltung des Schmerzerlebens durch Eingriffe am Nervensystem denkbar – das Konzept der Anästhesie war geboren. Die Antike hatte einen solchen Zustand mit dem Tod assoziiert, für die Neuzeit wurde eine Anästhesie vor dem Tode denkbar. (Anästhesie von griech. an-aisthésia: Gefühllosigkeit, Unempfindlichkeit, meint die Ausschaltung der Schmerzempfindung, z.B. durch Narkose) (...)

Die Entwicklung der Anästhesie

Die Entwicklung von Anästhesie und von schmerzstillenden Medikamenten (Analgetika) im 19. Jahrhundert wurde mit Jubel begrüsst. Mit der neuen Erfindung konnten sich die Chirurgen nun sozusagen zivilisieren, die muskulösen Schlächtertypen (...) mit der blutverschmierten Schürze wichen dem feingliedrigen chirurgischen Spezialisten, auch Frauen konnten nunmehr chirurgisch tätig werden. Denn die Narkose löste das Schmerzproblem nicht nur für die, die sich operieren liessen, sondern auch für die Operierenden, die sie aller Probleme des Umgangs mit dem eigenen Schmerzzufügen und Mit-Leid enthob. Auf der andern Seite ebnete sie der invasiven chirurgischen Therapie, aber auch der invasiven Diagnostik des 20. Jahrhunderts den Weg. Mit der Anästhesie konnte sich unsere Tradition des aggressiv-grenzüberschreitenden Eingreifens in den eigenen und fremde Körper sozusagen ungehindert weiter-

entwickeln. Schmerz wird nicht mehr als vitale Kraft betrachtet, Unempfindlichkeit und Tod werden zweierlei.(...)

Distanzierung vom Schmerz: Verluste und VerliererInnen

Der Siegeszug der Schmerzbekämpfung hat Verluste gebracht und VerliererInnen geschaffen. Der Hauptverlust besteht in der Einbusse, die der Schmerz als Regulativ im individuellen und sozialen Leben erleidet, als Hilfsmittel des Selbstschutzes, Lebenszeichen und Warnsignal, als «bellender Wachhund» der Gesundheit, der die individuellen und sozialen Organismen reizt, gegebenen Beschädigungen ihre Aufmerksamkeit zu widmen. (...)

In der Zeit der Anästhesierungseuphorie blieb für eine produktive Dynamik von integrativem und desintegrativem Umgang mit dem Schmerz nicht mehr viel anerkannter Spielraum. Die VerliererInnen dieser Umwälzung sind die HüterInnen der Kunst, auch integrierend mit Schmerz umzugehen. (...) Die Zuhilfenahme des Körpers beim bewussten Atmen, die Pflege von Haltung und Bewegung, Bäder, Wickel, Verbinden, Berührung, Massage, Kräuter, die Anwendung von Wärme, Kälte, Ablenkung wurden zu Notlösungen, wo keine wirksameren Mittel zur Verfügung standen, ebenso das Lachen und das Weinen (...) Empfindender menschlicher Präsenz, auch der Imagination göttlicher Präsenz im Gebet wurde schmerzlindernde Wirkung nun konsequenterweise abgesprochen.

Es waren vor allem Geistliche, Naturheilkundige und Frauen, die den entsprechenden Prestigesturz erlitten, wenn sie nicht gar als volksschädlich denunziert wurden. Denn in alter Tradition waren sie es, die solche Umgangsweisen mit dem Schmerz pfligten.

Feminisierung des integrativen Umgangs mit Schmerz

(...) In der Geburtshilfe gibt es eine kräftige Tradition des integrierenden Umgangs mit Schmerz und Wunden, ein Bewusstsein von der Notwendigkeit der Wehen, von der Neugestaltung der Bindung zwischen Mutter und Kind im Geburtsvorgang. Dieser steht als zentrales Modell für das Zusammenspiel von desintegrierendem und integrierendem Umgang mit Schmerz; voranästhetische Techniken des Umgangs mit dem Schmerz liegen da nahe. Zum Teil wohl davon ausgehend ist es jedoch im 19. Jahrhundert zu einer Feminisierung des integrativen Umgangs mit dem Schmerz gekommen, welche wieder die altvertrauten frauenfeindlichen Züge trägt. Jedenfalls wurde das Erleiden und das Ertragenhelfen von Schmerzen im 19. Jahrhundert stark an die Frauen delegiert, während die Schmerzabwehr mehr Männersache wurde. Soweit man

annimmt, dass der produktive Umgang mit dem Schmerz in einer Kombination von Integration und Desintegration bestehe, mündet ein solches Delegationssystem fast zwangsläufig in ein mörderisches unbewusstes Zusammenspiel, in

welchem dem Mann die Realisierung verletzender Grenzüberschreitung, das Traumatisieren und Traumatisiertwerden durch feindliche, fremde Kräfte obliegt, der Frau die Bereitschaft, die Integration von Verletzungen zu ihrem

Leben zu machen. (...) Damit ist die Trennung von Zusammengehörigem im Zusammenspiel der Geschlechter nochmals gespiegelt und sozusagen institutionalisiert, es ist, als ob zwischen dem in der Frau verkörperten Schmerzereignis und der im Mann verkörperten Schmerzwahrnehmung die Leitung unterbrochen wäre. (...)

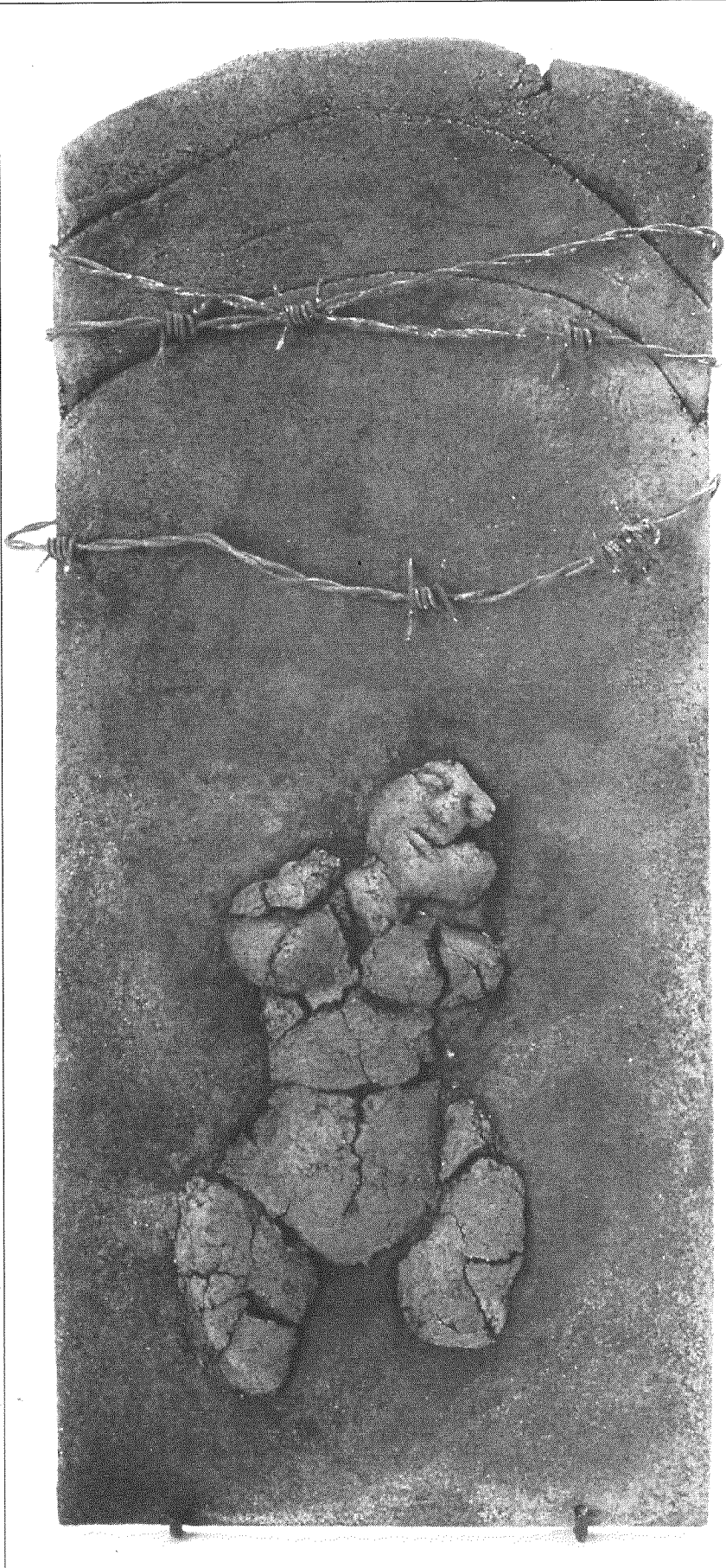
Dieses Spezialisierungs- und Delegationssystem war im 19. und frühen 20. Jahrhundert durchaus kulturkonform. Nicht ohne Gewalt eingerichtet, erschien es der bürgerlichen Gesellschaft insgesamt doch offenbar seinen Preis wert. Es erschien ja seinerzeit auch (...) eine Zeitlang möglich, allen Schmerz isoliert zu betäuben, ohne damit den Rest der Sensibilität – im engsten wie im weiteren Sinne – zu beeinträchtigen. Die Unterbrechung einer Schmerzleitung hiess damit Lebensqualität gewinnen – das ist eine Grundannahme der Anästhesiekultur.

Die Hysterisierung des Schmerzerlebens

Im Licht anderer Theorien des Schmerzes hingegen gehen «Sensibilität» als Sinnesqualität und «Sensibilität» als emotionale Qualität ineinander über. So besehen ist Schmerz nicht ohne allgemeinen Sensibilitätsverlust behebbar. Daher korrespondiert der Praxis der Betäubung eine gewisse emotionale und sinnliche Taubheit (...).

Das andere ist eine zunehmende Wehleidigkeit. Der desintegrierende Umgang mit dem Schmerz senkt zwar die Schmerzempfindlichkeit, aber sie senkt auch die Schmerztoleranz. Wenn die Bereitschaft, Schmerz vorwiegend als selbstfremd wahrzunehmen, sich erhöht, sinkt die Schwelle, bei welcher Einwirkungen als Schmerz wahrgenommen werden. Der Zustand, der sich daraus ergibt, ist eine Kombination von Unempfindlichkeit und Überempfindlichkeit, eine Kombination, wie sie für die klassische Hysterie des 19. Jahrhunderts typisch ist. (...) Die Hysterisierung des Schmerzerlebens, welche die Entwicklung von Anästhesie und Analgesie begleitet, mündet in einen Zustand, in welchem der Schmerz nach Unempfindlichkeit, die Unempfindlichkeit aber nach Schmerz schreit. Auch die Sadisten und die Masochisten sind typische Kreationen des 19. Jahrhunderts. (...)

In dem hysterisierten Zustand, in welchem die Integrationsbereitschaft für Schmerz gering, die Bereitschaft zu Schmerzalarm aber gross ist, lösen geringe Einwirkungen neue Desintegrationsbewegungen aus; gleichzeitig ist die Schmerzempfindlichkeit gedämpft, da die hysterische Fühllosigkeit die Schwelle zur Schmerzwahrnehmung anhebt. Im Grunde ist damit ein posttraumatischer Zustand beschrieben, ein



Zustand nach einer nicht-integrierbaren, desintegrierenden, fragmentierenden Verletzung, ein Zustand der notfallmässigen emotionalen Abspaltung von Erlebnissen. (...)

Je ängstlicher wir den Schmerz bekämpfen, so wäre zu folgern, je weniger wir mit Schmerzen leben können, desto traumatischer und bedrohlicher wirken die, die uns dann doch noch erreichen, und desto wehleidiger werden wir – als ob wir nur noch an der Schmerzgrenze wahrnehmungsfähig wären.

Die Rückkehr des Verdrängten

(...) Anästhesierung macht es möglich, als Teil einer Kultur zu leben, die auf der systematischen Veränderung und Fragmentierung/Neukombination isolierter Teile gründet – die Schmerzlosigkeit, mit der wir zerlegen und neu zusammenfügen, konstituiert unsere Verfügungsmacht.

Aber es hat sich als Irrtum erwiesen anzunehmen, dass Anästhesierung dauernde Befreiung von Schmerz verschaffe. Längst ist es klar, dass wir immer stärkere, immer mehr Schmerzbetäubung brauchen, dass unsere Kultur im weitesten Sinne schmerzbetäubungsmittelsüchtig geworden ist. (...)

So beschreibt die Bewegung, welche die Verletzung mit Betäubung beantwortet und diese wieder mit Verletzung, keinen Kreis, sondern eine eskalierende Spirale. Je mehr wir den Schmerz betäuben, desto aufsässiger meldet er sich wieder – mit Freud kann diese Erscheinung als Wiederkehr des Verdrängten beschrieben werden. Die Wege, auf welchen der Schmerz wiederkehrt, sind vielfältig: Sich oder anderen Schmerz zufügen ist verboten, auf umso bedrohlichere und vernichtendere Weise setzen sich Verletzungswünsche durch. Sie winden sich am Verletzungsverbot vorbei, indem wir zum Beispiel im Namen der politischen, kriegerischen, pädagogischen, eugenischen, ärztlichen, zynischen Vernunft verletzen. Sie winden sich am Schmerzerleidensverbot vorbei, indem wir uns unsere Verletzungen ebenso keimfrei einholen.

Der betäubte Schmerz scheint sich zu verhalten wie alles Weggeschobene, was dazu gehört: je mehr er ausgesperrt ist, desto beharrlicher begehrt er Einlass, schreit lauter, je dichter man die Ohren verstopft, wie ein gesundes Kind, das man nicht zu beachten beschlossen hat. (...) Chronische nichtbehebbarere Schmerzsyndrome sind in den letzten Jahrzehnten so häufig geworden, dass von einer nicht erkannten Epidemie geredet wird. (...) Es treten Menschen auf, die von ihrem Leiden berichten, indem sie therapieresistente Schmerzen verkörpern, PatientInnen, die das medizinische Establishment

durch solche Zustände zur Verzweiflung bringen. Auch gesamtgesellschaftlich steigt der Pegel der Klage über zuviel Schmerz bedrohlich über die Dämme unserer Unempfindlichkeit hinaus: Zahl, Heftigkeit und Dichte der legalen und illegalen (politischen, wirtschaftlichen, künstlerischen, wissenschaftlichen) Gewalttaten werden zum Alltagsproblem.

Wir können unser Schmerzerleben in dieser Situation nun mit wachsendem Aufwand weiter von uns wegzuhalten versuchen, in mehr anerkannt-weiblicher Tradition klagend oder in mehr anerkannt-männlicher Tradition, indem wir das Schmerzerleben abspalten und an andere weitergeben. Aber der Grenznutzen der Anästhesierung ist klein geworden. Zur Zeit scheint demgegenüber eine Tendenz zu bestehen, den «Schmerz» in unser psychophysisches und soziales Erleben mindestens teilweise zu reintegrieren. Psychotherapeutische Arbeit bestehe im Deanästhesieren, schreibt James Hillman. Wir würden uns damit Schönes auch wieder mehr wohltun lassen können. Aber die Integration von Schmerz kann und darf nicht verordnet werden, sie muss im machtfreien (im Sinne der Gewaltfreiheit) oder doch machtarmen Raum stattfinden.

Paradigmawechsel im Schmerzverständnis des 20. Jahrhunderts

Die letzten Jahrzehnte haben enorme Wandlungen im Schmerzverständnis gebracht. (...) Im Zuge dieser Entwicklungen sind in den 1960er Jahren die ersten Schmerzkliniken neuer Prägung entstanden, in welchen man sich nun von vornherein multidisziplinär um die bis dahin therapieresistenten – chronifizierten – Schmerzsyndrome kümmerte. Unter dem Druck der therapeutischen Notwendigkeit setzte sich da die Unterscheidung von akutem und chronischem Schmerz allmählich durch, ersterer durch leitungsunterbrechende Medikamente im Prinzip beherrschbar, der chronische aber in komplexen Wechselwirkungen entstanden, verstärkt und aufrechterhalten, sodass komplexere therapeutische Ansätze erforderlich wurden. (...)

So ist offenbar im letzten Vierteljahrhundert die medizinische Schmerzforschung im Sinne eines Paradigmawechsels in eine Phase getreten, in welcher sie, historisch gesehen, die in der Zeit der Anästhesierungseuphorie liegengelassene bzw. den Frauen, der ärztlichen Praxis, der Psychotherapie und der Alternativmedizin überlassene integrierende Behandlung des Schmerzes wieder in ihr Denken aufnimmt. (...) «Schmerz» ist sozusagen zum Paradigma eines bio-psycho-sozialen Phänomens geworden. Wer davon mehr begreifen will, muss die Dualitäten

von körperlichem und psychischem Schmerz, Ereignis und Erfahrung, Körper und Psyche, Eigenem und Fremdem, Individuum und grösserem Ganzen als Einheit verstehen. Ebenso müssen desintegrierender und integrierender Umgang mit dem Schmerz als Teile einer funktionellen Einheit begriffen werden, wobei die Art der Dynamik ihres Zusammenspiels von vitaler Bedeutung ist. Es gehen offenbar vom Schmerz entscheidende Impulse aus für ein neues grundsätzlicheres Nachdenken über uns und unsere Welt.

Esther Fischer-Homberger hat Medizin studiert und war von 1970–1984 u.a. als Professorin an der Uni Bern medizinisch tätig. Seit 1984 führt sie eine psychotherapeutische Praxis. Ihr Beitrag ist die gekürzte Fassung des Aufsatzes «Zum traditionellen neuzeitlichen Umgang mit dem Schmerz» aus ihrem Buch «Hunger – Herz – Schmerz – Geschlecht. Brüche und Fugen im Bild von Leib und Seele», Bern 1997.

Lindern statt heilen

Reflexionen einer Ärztin aus der palliativen Praxis

Regula Schmitt-Mannhart

8

Die Aufgabe des Arztes ist es, kranke Menschen zu heilen, sie wieder gesund zu machen. Krankheit wird als Defizit verstanden, als Schaden, der repariert werden muss. Schmerzen sind ein Symptom bei vielen Krankheiten, sind notwendig, um die Krankheit überhaupt zu erkennen. Durch die Behandlung werden sie beseitigt. Das medizinisch-naturwissenschaftliche Denken ist darauf ausgerichtet, die Ursache des Schadens, sei er nun physischer oder psychischer Natur, herauszufinden und ihn dann zu beheben. So wurden beispielsweise Bakterien als Krankheitserreger entdeckt; später Antibiotika entwickelt und zur Heilung eingesetzt. So wird intensiv geforscht, um die Ursachen von heute noch rätselhaften Erkrankungen herauszufinden, um Behandlungsmethoden für bis jetzt noch nicht heilbare Krankheiten zu entwickeln, aber auch um Wege zu finden, dass Krankheiten und die damit verbundenen Schmerzen gar nicht mehr entstehen. In diesem Verständnis werden wir Ärztinnen und Ärzte ausgebildet, forschen wir weiter, behandeln wir Menschen, setzen wir uns für die Gesundheit ein, die «Frei sein» von Krankheit und Schmerzen bedeutet, oder nach WHO «vollkommenes körperliches, seelisches und soziales Wohlbefinden». *Doch ist das die Realität?*

Frau H. hat schwerste Veränderungen an allen Gelenken, Arthrosen; jede kleinste Bewegung schmerzt sie entsetzlich. Ihr ganzes Dasein wird von diesen Schmerzen beherrscht. Die einzige mögliche Massnahme, Schmerzmittel, kann nur beschränkt eingesetzt werden wegen verschiedenen ernststen Nebenwirkungen.

Herr P. klagt über heftige Schmerzen im ganzen Körper, er isst kaum, wird zunehmend schwächer, als Ursache wird Krebs vermutet. Vor kurzem hat er seine Frau verloren, musste deshalb in ein Heim übertreten, mit seinen Söhnen lebt er seit Jahren im Zwist. Er jammert, lehnt aber alle Medikamente oder weiteren Massnahmen ab.

Schmerzen lindern

Die kranken Menschen, denen ich begegne, leiden unter Schmerzen. Ihre Krankheiten sind nicht heilbar, denn es sind chronische Krankheiten (und diese sind die häufigsten in unserer Zeit); es sind Gelenkerkrankungen, neurologische Erkrankungen, Krebserkrankungen, psychische Krankheiten, manche jahrelang dauernd, manche lebensbedrohlich. Heilung, das heisst Eliminieren des Leidens, ist nicht möglich; so wird Schmerzen lindern meine Aufgabe. Und für diese Aufgabe genügt naturwissenschaftliches Denken allein nicht; es braucht noch andere Fähigkeiten. Ich erkenne: Schmerzen lindern ist eine ganz besondere Kunst, die es zu erwerben gilt. Dies beginnt damit, Leiden, Schmerzen überhaupt zu verstehen. Was ist Krankheit und was ist Gesundheit? Auf der Suche nach einer Antwort in der Literatur oder bei meiner Arbeit der palliativen Medizin erfahre ich ganz deutlich das Verwoben-sein von Körper, Seele, Umwelt und Lebensgeschichte. Ich erkenne, dass Gesundheit etwas ganz anderes ist als das Freisein von Krankheit, dass Gesundheit mit dem *ganzen* Menschen zu tun hat, mit Körper, Psyche, sozialen Erfahrungen, Haltung, persönlicher Entwicklung. Gesundheit ist weniger ein Zustand, sondern ein Prozess, ständig aktiv zu erhalten, ist eine Kraft zum Leben; Gesundheit hat mit Lebendigkeit, mit Harmonie, ausgewogener Entfaltung von Bedürfnissen zu tun. Krankheit, Leiden ist eine tiefgreifende Verwundung, Störung dieses Prozesses. Linderung von Schmerzen kann nur in diesem Verständnis von Gesundheit und Krankheit geschehen.

Damit ist die Bedeutung des Schmerzes weit mehr als das Ergebnis eines Nervenreizes, als ein Warnsignal von Krankheiten. Ich beginne, über Schmerzen, Leiden anders nachzudenken: Was ist Schmerz? Wozu ist er da? Wohin führt Schmerz? Schmerz ist eine komplexe Empfindung, hängt nicht nur von der Intensität des Reizes ab, sondern von der Situation und dem emotionalen Zustand, in dem er erfahren wird. Schmerz gehört zum Mensch-sein, dennoch scheint er mir oft sinnlos. Schmerz ist etwas Subjektives, Persönliches; im Schmerz ist jeder, ist jede für sich allein, verletzt, bedroht. Diesen Schmerz des/der Anderen muss ich sehen und verstehen lernen, immer wieder neu, muss dafür sensibel bleiben. Das ist gar nicht selbstverständlich, wenn ich täglich mit sovielen Krankheiten, sovielen Leiden, Problemen, Fragen auch, die keine endgültige Antwort finden, konfrontiert bin. Die Gefahr, gleichgültig zu werden, ist gross.

Empfindlich bleiben

Doch nur wenn ich empfindlich bleibe

für die einzelnen mit ihrem Schmerz, nur wenn ich sie je einzeln ganz ernst nehme, nur dann kann ich – vielleicht – zur Schmerzlinderung beitragen. Es braucht dabei den Mut, Gefühle anzusprechen, mich selber echt und aufrichtig zu zeigen, mich zu öffnen, meine Gefühle zuzulassen. Damit wird eine weitere, tiefere Dimension der Begegnung möglich; so finde ich wirklich Zugang zum leidenden Menschen, finde einen Weg, Linderung zu verschaffen. Und ich erlebe dabei, dass ich nicht nur gebe, sondern selber auch beschenkt werde. Diese Erfahrung bewirkt eine tiefe Achtung vor dem Leidenden; ich erkenne, wie wertvoll jeder Mensch ist, sei er noch so schwach, elend, sein Leben scheinbar nutzlos, sinnlos. Diese Wertschätzung eines jeden Menschen, die Kostbarkeit eines jeden Lebens wird damit zu einer fundamental wichtigen Erfahrung.

Schmerz kann alles andere an Gedanken und Empfindungen übertönen, aufessen, kann vernichtend sein, die eigene Identität angreifen. Wenn ich mir dessen bewusst bin, dann zwingt mich der Schmerz des/der Andern zum Handeln, ich muss etwas dagegen tun, Verantwortung übernehmen für den leidenden Menschen. Was aber bedeutet «Verantwortung tragen»? Es heisst Wissen erwerben, Erfahrungen sammeln, mich fachlich fortbilden, für neue Erkenntnisse offen bleiben, um die bestmögliche Behandlung von Schmerzen zu gewährleisten. Es bedeutet auch, dass ich in einer Haltung von Empathie dem/der Leidenden begegne, mich immer wieder neu um diese Haltung bemühe. Verantwortlich handeln, helfen kann ich nur, wenn ich auch die Verantwortung mir selber gegenüber wahrnehme; ich muss auch zu mir Sorge tragen, mich davor schützen, vom Schmerz des/der Andern überwältigt zu werden; ich muss eigenes Leiden ernst nehmen und damit umgehen lernen.

Grenzen erfahren

Wenn ich mich um Leidende kümmere, wenn ich versuche, Schmerzen zu lindern, erfahre ich immer wieder mein Ungenügen, meine Grenzen, empfinde Hilflosigkeit, Ohnmacht, auch Wut und Verzweiflung: Schmerzen scheinen so sinnlos, so fragwürdig. Die Gefahr, sich zu verschliessen, hart zu werden, der Routine zu verfallen ist gross. Ich muss lernen, bescheiden zu sein, zu akzeptieren, dass vieles nicht in meiner Macht liegt, ich auf manche Fragen keine Antwort finde, dass ich hilflos bin, und dabei doch nicht resignieren. Dann erlebe ich in meiner Ohnmacht doch wieder die Kraft leidender Menschen, ihren Kampf und ihre Tapferkeit, mit der sie ihr Leiden zu bewältigen versuchen. So erscheint dann meine Begleitung doch nicht nur sinnlos. Die Ohnmacht und

Verzweiflung einerseits, die Hoffnung und Sinnfindung andererseits: wir stehen in dieser Polarität.

Schmerzen lindern kann ich zwar – manchmal – mit Medikamenten, mit medizinischen Massnahmen, doch erlebe ich noch ganz andere Möglichkeiten der Behandlung: das Hinhören, das verstehende Zuhören. Immer wieder geben mir unter Schmerzen leidende Menschen zu verstehen, wie hilfreich und lindernd es ist, von mir zu spüren: «Ich

bin jetzt in diesem Moment ganz für Dich da, ich nehme Dich ernst, höre Dir zu, verstehe Dich, fühle mit Dir». Es sind diese vielleicht nur kurzen Momente der Zuwendung, die ganz wichtig und wertvoll sind. Und immer klarer wird mir durch diese Erfahrung, was wesentlich ist in unserem ganzen Leben, was uns trägt: es ist die echte Begegnung, die mitmenschliche Beziehung.

Sinn suchen

Palliative Medizin befasst sich mit kranken, oft todkranken Menschen; die Endlichkeit des Lebens wird bewusst. Die Tatsache, dass ich nicht heilen, nicht retten kann, sondern nur leidende Menschen ein Stück begleite, stellt auch mich vor existentielle Fragen, Fragen der Spiritualität. Ich erlebe, wie diese Menschen ihre existentielle Bedrohung mit ihrer Religion zu bewältigen versuchen und darin Trost finden. Diese Spiritualität wird individuell je nach eigener Lebenserfahrung, Prägung und Auseinandersetzung verschieden erlebt; doch wird in dieser Leidenssituation dem Leben wie dem Sterben Transzendenz verliehen. Was ich bei meiner Tätigkeit am Krankenbett erfahre; was mir die Leidenden in ihrer Auseinandersetzung zeigen, womit ich mich auseinandersetzen muss, führt nicht zum Verzweifeln an Gott, sondern zum Suchen nach Gott, zum Glauben, zur Hoffnung.

Wie also wird mein Menschenbild durch palliative Medizin, durch Lindern von Leiden geprägt?

Gesundheit und Krankheit ganzheitlich verstehen, Leiden als Teil des Menschseins betrachten, Gefühle zulassen, die Wertschätzung jedes Lebens erfahren, Menschen mit Empathie begegnen, Verantwortung tragen für sich und Andere, in Entwicklung bleiben, Grenzen annehmen lernen, die Polarität zwischen Verzweiflung und Hoffnung aushalten, den Wert mitmenschlicher Beziehungen erkennen, dem Glauben an Gott Raum geben.

Die Konfrontation mit Leidenden, mit Schmerz macht Sinn; niemals um Schmerz zu verherrlichen, niemals um ihn als «gottgewollt» stehenzulassen, sondern um nach Linderung zu suchen; die Erfahrung in palliativer Medizin macht mich dankbar; ich werde reicher, mein Menschenbild wird erweitert und vertieft; palliative Tätigkeit ist Verantwortung und Herausforderung, weiter zu suchen, weiter zu fragen nach dem Sinn des Leidens, dem Sinn des Menschseins und damit nach Gott.



Regula Schmitt-Mannhart, FMH Innere Medizin, leitende Ärztin im Krankenhaus Ittigen bei Bern, Präsidentin der Schweizerischen Gesellschaft für Gerontologie.

Schmerz-Lyrik

Zusammengestellt von
Jacqueline Sonogo Mettner

10

Sehnsucht

Vom Tod umworben
ich sehne mich
nach vollerm Leben
nach Gesprächen
mit nahen Menschen

nach Worten die
eine neue Wirklichkeit
zaubern
nach meinem verborgenen Ich
das hinter der Zeit
das Wesen der Welt
manchmal ahnt
*Rose Ausländer, Ich höre das Herz
des Oleander, Gedichte 1977–1979,
S. Fischer*

Bitte

Wir werden eingetaucht
und mit dem Wasser der Sintflut
gewaschen,
wir werden durchnässt
bis auf die Herzhaut.

Der Wunsch nach der Landschaft
diesseits der Tränengrenze
taugt nicht,
der Wunsch, den Blütenfrühling zu
halten,
der Wunsch, verschont zu bleiben,
taugt nicht.

Es taugt die Bitte,
dass bei Sonnenaufgang die Taube
den Zweig vom Ölbaum bringe.
Dass die Frucht so bunt wie die Blüte
sei, dass noch die Blätter der Rose am
Boden
eine leuchtende Krone bilden.

Und dass wir aus der Flut,
dass wir aus der Löwengrube und dem
feurigen Ofen
immer versehrter und immer heiler
stets von neuem
zu uns selbst
entlassen werden.
*Hilde Domin, Gesammelte Gedichte,
S. Fischer*

Die Wunde

Wir verbergen sie unter Korrektheit,
Flüchen, Frömmigkeit, Arbeit,
Güte und Gütern,
Gesten und Worten,
wir zeigen sie in der Liebe,
wir halten sie offen
für bessere Tage,
die Kaverne,
die uns enthält.
*Erika Burkart, Schweigeminute,
Gedichte, Artemis*

Nichts
tröstet

Von den Bergen
fallen
weisse Tücher
das Fenster
erblindet

Im Zimmer hockt
die Nebelkatze
ihre Feueraugen
verbrennen
die kommende Zeit
*Rose Ausländer, Ich preise die kühlen-
de Luft der Liebe, Gedichte 1983–87,
S. Fischer*

Krankheitsbeschwörung

Leib meiner Qualen.
Fröhlicher Leib all meiner Hallelujas.
Leib aus Trauben und aus grünem
Kaktus.
Leib aus Brot, Gazellenleib,
Leib aus Kiefern und Vulkanen,
werd' mir nicht schwach, werd' mir
nicht krank.
Bleib fest mir wie der Turm im
Mittagslicht,
gesund mir wie das Fohlen auf der
Weide.
Gefängnis meiner Träume,
Wandelgang meiner Gefühle,
Kleid meines glühenden Gehirns.
Fliehe vor meinen dunklen Gedanken.
Schliess meine Klagen ein.
Die Sehnsucht nach dem Schutz der
Mutter in der Kindheit.
Gestatte nicht,
dass mir die Lungen sich in Rauch
auflösen.
Verlang deinen Anteil frischer Luft,
deine Ration an Schweiß,
dein Quantum grüner Wiesen,
Weizenfelder.
Treuer Leib jedes meiner Alter.
Folge mir nach, begleite mich
auf einem langen, wohlriechenden
Weg.
*Gioconda Belli, Feuerwerk in meinem
Hafen, Gedichte spanisch/deutsch,
Peter Hammer Verlag*

Haus ohne Fenster

Der Schmerz sargt uns ein
in einem Haus ohne Fenster.
Die Sonne, die die Blumen öffnet
zeigt seine Kanten
nur deutlicher.
Es ist ein Würfel aus Schweigen
in der Nacht.

Der Trost,
der keine Fenster findet und keine
Türen
und hinein will,
trägt erbittert das Reisig zusammen.
Er will ein Wunder erzwingen
und zündet es an,
das Haus aus Schmerz.
Hilde Domin, ebd.

Entfernung

Die Entfernung
eines Kranken

von dem der bei ihm sitzt
ist nicht weiter

als die Kontinente
voneinander.

Unendlich weit.
Nur dieses

Hand in Hand.
Und doch es gilt nur

unter Gehenden.
Hilde Domin, ebd.

Zärtliche Nacht

Es kommt die Nacht
da liebste du

nicht was schön –
was hässlich ist.

Nicht was steigt –
was schon fallen muss.

Nicht wo du helfen kannst –
wo du hilflos bist.

Es ist eine zärtliche Nacht,
die Nacht da du liebste,

was Liebe
nicht retten kann.
Hilde Domin, ebd.

«... und meine Seele will sich nicht trösten lassen» (Ps 77)

Monika Hungerbühler

Erst einmal bin ich einem Menschen begegnet, der sich gar nicht hat trösten lassen wollen. Kein Wort der Erleichterung, kein Funken Hoffnung, kein Faden Licht. Nur der dumpfe Druck der totalen Untröstlichkeit. So ist es. Furchtbar. Schrecklich. Eine Frau in mittlerem Alter. Diagnose schlimm, Krebs, Tod.

Die meisten Menschen halten dieses «ohne Trost-Sein» nicht aus. Es wiegt viel zu schwer. Es erdrückt. Die meisten suchen und finden – nach einer gewissen Zeit – Trosthäppchen, Sinnstückchen. Man weiss ja nie ... man darf die Hoffnung nicht aufgeben ... vielleicht gibt es doch noch ein Wunder ... vielleicht helfen Chemotherapie, Bestrahlung, vielleicht gibt es ein neues Medikament ...

Ich bin als Spitalseelsorgerin eine professionelle Trostspenderin, Hoffnungs- und Sinnsucherin. Doch manchmal finde und spende ich nichts. Es geht nicht, ich kann nicht. Wie bei dieser todkranken Frau. Das Aushalten des Blicks in ein riesiges, schwarzes Loch, das Spüren oder Ahnen, wenn der Boden entglitten ist, die eiserne Klammer des Schweigens, die mir den Kopf einzwängt – dies ist für mich die schwierigste seelsorgerliche Aufgabe. Viel schwieriger noch als Wortfetzen des Trostes zu stammeln.

«Laut will ich schreien»

zu Gott, mit aller Kraft, damit er mich hören möge. Denn ich bin in Not und ich suche Gott. Nächtelang ist meine Hand ausgestreckt, und meine Seele will sich nicht trösten lassen. Ich denke an Gott und seufze ... Will sie nie mehr gnädig sein? Ist seine Treue ein leeres Wort? Hat sie das Erbarmen verlernt oder hat er im Zorn das Mitleid vergessen? Das ist mein Schmerz, dass Gott heute so anders handelt.» (Aus Psalm 77)

Ich habe mich manchmal zwingen müssen, diese Frau zu besuchen. Ich habe nach Luft gerungen, bevor ich die Klinken gedrückt habe. Und wenn ich

dann in den abgrundtiefen Schmerz ihres Gesichts geblickt habe, wenn sie mir matt den Kopf zugewendet hat, dann hätte ich am liebsten davonrennen, wild um mich schlagen oder sogar diese Frau grob schütteln wollen, nur damit ich diese Situation nicht aushalten muss, die mir die Sprache verschlägt. Manchmal habe ich sie nicht einmal «wie geht es Ihnen?» fragen können, bin dagesessen und habe gerungen mit mir, dann doch etwas gesagt, habe gebetet, geflucht, innerlich geschrien. Es war schrecklich.

«Zu sterben wäre mir ein Trost

in aller Qual. Was er, der Heilige, befohlen hat, dagegen hab' ich niemals rebelliert. Woher nehm' ich die Kraft, noch auszuhalten? Wie kann ich leben ohne jede Hoffnung? Sinnlos vergeht ein Monat nach dem andern, und Nacht für Nacht verbringe ich mit Schmerzen. Leg'ich mich nieder, schleppen sich die Stunden; ich wälze mich im Bett und kann nicht schlafen und warte ungeduldig auf den Morgen. Ganz ohne Hoffnung schwinden meine Tage.» (Aus dem Buch Hiob)

Natürlich sind mir an diesem Krankenbett die Qualen Jesu in den Sinn gekommen; auch jene von Hiob: die Einsamkeit, die Nacht, das Sein ohne Freundinnen und Freunde, die Nacktheit, die vielen Fragen – aber davon zu sprechen ging nicht. Auch solche Sätze gingen nicht: «Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, gelobet sei der Name des Herrn». Nur Weh, nur Schmerz, nur das Brennen. Ich war plötzlich sehr froh und dankbar um die jüdisch-christliche Tradition der Klagelieder und der Fluch- und Klagepsalmen, wo Schmerz und Untröstlichkeit Raum finden und mit Gott in Verbindung gebracht werden können. Wo kein Auferstehungszipfelchen allzu schnell an die Qual des Karfreitags angebunden wird.

Die Untröstlichkeit musste bei dieser Frau ihren Platz und ihre Zeit haben. Und ich erlebte es als meine schwerste Aufgabe, daneben zu sitzen. «Alles hat seine Stunde. Für jedes Geschehen unter dem Himmel gibt es eine bestimmte Zeit: ... eine Zeit zum Gebären und eine Zeit zum Sterben ... eine Zeit für die Klage und eine Zeit für den Tanz ... eine Zeit zum Weinen und eine Zeit zum Lachen ... eine Zeit zum Schweigen und eine Zeit zum Reden ...» (aus dem Buch Kohelet). Wie schnell und gern zitiere ich diese bekannten Verse. Aber wie schwer die Zeiten des Klagens, Weinens oder Schweigens auszuhalten sind, vergesse ich immer wieder. «Die Schmach bricht mir das Herz und macht mich krank. Umsonst habe ich auf Mitleid gewartet, auf einen Tröster, doch habe ich keinen gefunden.» (Aus Psalm 69)

Schweigen

Es gibt sie, die Zeit ohne Trostworte. Wo kein Antwortversuch trägt, wo kein Lächeln das Herz erreicht. Die Zeit, wo nur Schweigen geboten ist.

«Der Gott der Bibel ist der redende Gott, der zu Abraham, zu Mose, zu den Propheten, zum ganzen Volk Israel spricht, der sich im Wort offenbart. Aber der Gott unseres Lebens ist zu meist der schweigende Gott, ja der verborgene ... Wir müssen bescheiden werden, müssen uns damit begnügen, durch die Gewalt der Töne aus dem Schlaf resignierender Fraglosigkeit zu Fragen aufgeweckt zu werden. Das Fragen ist unser Teil. Die Antwort ist Gottes, der so oft schweigt.» (Shalom Ben-Chorin)

Monika Hungerbühler, katholische Theologin, Hausfrau mit zwei kleinen Kindern, teilzeitlich tätig als Spitalseelsorgerin, freischaffende Theologin und FAMA-Redaktorin.

Was hat denn Schmerz mit Gott zu tun?

Marianne Reifers

Leidende Menschen versuchen einen Umgang mit dem ungeliebten, lästigen Schmerz zu finden. Dieser trifft uns am Lebensnerv, schwächt unsere Nerven, macht uns dünnhäutig und anfällig. Was habe ich nur getan? Wie habe ich das verdient? Warum gerade ich? Bin ich selber schuld? Werde ich bestraft? Von wem? Was kann ich tun, um mein Schicksal zu versöhnen?

Diese offenen Fragen, diese Seelennot ruft nach Seelsorge. Gute Seelsorge hält offene Fragen aus. Sie bleibt beim Menschen in seiner Not und hält stand. Nicht alles muss sofort beantwortet werden. Schlechte Seelsorge nutzt das Sinnvakuum aus, um dieses mit der eigenen Ideologie aufzufüllen. Das gibt ein Gefühl der Macht, gleichzeitig tut man etwas Gutes, indem man arme Seelen fischt. Dazu ein Beispiel:

Ein frommer Rat ...

«Geh nur zurück! Du hast schliesslich Ja gesagt zu ihm vor Gott, das zählt. Gott wird dir die Kraft geben! Sein Kreuz ist leicht. Wir beten für dich! Selbst wenn er dich vergewaltigt im Rausch, ist das kein Grund, dich zu trennen! Gott hilft, glaube nur!» *Nora* hatte ihren Hilferuf in einem Hauskreis ausgestossen, weil sie mit ihrem Mann nicht mehr weiter wusste und sie von gläubigen Menschen einen Rat erhoffte. Der fromme Kreis hat ihr nicht Hilfe, sondern Ideologie angeboten. Was ist an dem frommen Rat denn so falsch? Steht nicht in der Bibel, dass wir nicht ehebrechen sollen? Steht nicht in der Bibel, dass denen, die glauben, alles möglich sei? Also kann auch die Gewalt eines Ehemannes mit Gottes Hilfe ertragen werden? Steht das in der Bibel? Viel steht in der Bibel. Dass Gott Liebe sei, steht in der Bibel. Liebe aber versteht. Sie weiss nicht schon zum voraus. Sie hört hin. Sie findet kreative, menschenwürdige Lösungen. Und das Gesetz muss ihr dienen. Sie geht mit dem Gesetz um und nicht umgekehrt. Soviel habe ich beim Rabbi Jesus gelernt.

... nicht befolgt

Nora hat die eheliche Gewalt nicht länger ertragen. Sie ist nicht zurück unter die Schläge, sie ist vorwärtsgegangen und hat sich scheiden lassen. Sie hat die Frommen etwas blamiert, weil deren intensives Beten nicht erhört wurde. Hat *Nora* deswegen ein schlechtes Gewissen? Fühlt sie sich schuldig, als Sünderin? Sie hat kein schlechtes Gewissen, obwohl die Scheidung nicht einfach gewesen und ihr Leben danach schwierig ist. Sie wählt für sich den Auszug aus Ägypten als Metapher und vertraut auf Gottes Führung durch die Wüste. Seelsorge heisst für mich, sie durch die Wüste zu begleiten bis ins Gelobte Land, was für sie soviel bedeutet wie das Erwerben eines Selbstbewusstseins, welches sie davor bewahren möge, noch einmal in die Abhängigkeit einer gewalttätigen Beziehung zu geraten.

Ich frage mich nach dieser Erfahrung, warum für viele christlich Gesinnte Gott das Gesetz verkörpert: Wer A sagt, muss auch B sagen. In ihrem Gottesbild gibt es keinen Spielraum. Schmerz muss um Christi willen ertragen werden, als ob es ein solches Gesetz gäbe! Wo liegt der Denkfehler? Vermutlich in der Interpretation des Kreuzes. Wir können nämlich die Geschichte der Folterung Jesu verschieden interpretieren. Eindeutig ist sie nicht. Ich versuche zwei Varianten, eine fundamentalistische und eine offene.

Sein wie ein Opferlamm?

Jesus von Nazareth hat sich kreuzigen lassen. Wie ein Lamm hat er sich zur Schlachtbank führen lassen. Er hat ohne Murren sein Kreuz auf sich genommen. Obwohl er darunter zusammengebrochen ist, ist er wieder aufgestanden und hat den Weg bis Golgatha eigenfüssig hinter sich gebracht und hat sich ans Kreuz nageln lassen. Auch gegen die Folter hat er sich nicht gewehrt. Er hat sie geschehen lassen. Den Becher des Schmerzes hat er bis zur Neige geleert, nachdem er seinen Vater höflich angefragt hatte, ob es nicht möglich wäre, dass dieser Kelch an ihm vorübergehen könnte. Es war nicht möglich nach seines Vaters Willen, so hat er ihn gehorsam ausgetrunken.

Dazu ein Beispiel aus der Praxis: *Luzia* hat sich von ihrem Mann misshandeln lassen. Wie ein Lamm hat sie sich seinen Schlägen ergeben. Obwohl sie unter den Schlägen zusammengebrochen ist, ist sie am Morgen wieder aufgestanden und hat das Frühstück zubereitet. Die blauen Flecken hat sie überpudert. Nach aussen hat sie geschwiegen. Nur im Gebet hat sie Gott angefleht, wenn es möglich wäre, möge er den bitteren Kelch an ihr vorbeigehen lassen. Gott fand es nicht möglich. So hat sie gehorsam ihre eheliche Pflicht weitergetan.

Ist diese Frau nicht eine Heilige? Hat sie nicht wie Christus den Becher getrunken bis zur Neige? Also eine echte Nachfolgerin Christi?

Kein Leiden um des Leidens willen

Jesus hat eine Botschaft verkündet, eine frohe, wie sie auch genannt wird. Er hat sich ganz bewusst mit den Obrigkeiten angelegt, indem er Stellung bezog für Ausgegrenzte, dazu hat er Gebote uminterpretiert und in Kauf genommen, dass er Anstoss erregte. Mit seinem Lebereinsatz wollte er den Schmerz der Armen, der Kranken, der Frauen lindern oder gar beheben. Seinen eigenen Schmerz hat er dieser Aufgabe untergeordnet. Er wählte nicht den Schmerz, sondern die Aufgabe, also die Heilung der unerträglichen Schmerzen derer, die ihm vertrauten. Und ich denke, das hat ihm nicht nur Schmerz, es hat ihm auch Freude gemacht.

Nachfolge Jesu würde demnach nicht die Wahl grotesker Schmerzen bedeuten, sondern den eigenen Schmerz der grösseren Aufgabe unterstellen, und dies durchaus nicht immer, nur im Notfall, nicht als Gesetz, nur wenn sozusagen ein Ringen am Oelberg stattgefunden hat und die Betroffene aus eigener Entscheidung sich dem grösseren Willen Gottes unterstellt, welcher unter keinen Umständen den Schmerz sucht, sondern die Erlösung vom Übel. Wenden wir uns *Luzia* zu. Hat sie den Schmerz ertragen, weil sie hoffte, durch ihre Liebe zu ihrem grausamen Mann, dessen Grausamkeit zu ändern? Ändert sich Grausamkeit, indem wir sie ertragen? Oder hat sie die Schmerzen ertragen, weil sie sich fraglos in die Tradition des göttlichen A-B-Schemas eingefügt hat? Oder hat sie fraglos akzeptiert, dass nach Gottes Willen sich die Frau dem Mann unterordnen müsse, dass Ehepartner nicht streiten dürfen, dass die einmal eingegangene Ehe ewig dauern müsse, und hat sie dabei fraglos übersehen, dass sie nie darum gerungen hat, was denn Gottes Wille auch noch sein könnte?

Im Namen der liebenden Seelsorge behaupte ich, dass Jesus dem ausweglosen Schmerz am Kreuz ein Ende bereitet hat. Dort ist er fixiert. Wir aber leben in der erlösten Zeit nach dem Kreuz, wo wir nicht mehr leiden müssen um des Leidens willen, sondern um der Menschenwürde willen dem Schmerz wehren sollen, wie wir nur können.

Esoterische Deutung von Schmerz

Heute wird Schmerz oft auch in einem anderen Kontext gedeutet. Viele Menschen, die sich esoterisch ausrichten, glauben, Schmerz habe nichts mit Gott zu tun, wohl aber mit eigenem Fehlverhalten. Durch Schuld werde der Energiefluss gestört, die Blockade verursache Schmerz. Unbewusste Fehler aus

dem jetzigen oder dem früheren Leben könnten unerklärliche Schmerzen verursachen. Diese lösten sich auf, wenn die übernommene Schuld abgetragen werde.

Im Fall von *Ella* schlug der Esoteriker eine Rückführung vor. Da es keinen ersichtlichen Grund gebe, warum die Frau als 4jährige von ihrem Vater missbraucht worden sei, müsse die Wurzel des Übels in einem früheren Leben zu suchen sein. Der Esoteriker hat die Wurzel gefunden. In der Hypnose hat die Frau gestanden, dass sie im 13. Jahrhundert als Mann ein Kind brutal zusammengeschlagen und vergewaltigt habe. Dieses negative Karma habe sich energetisch nicht entladen können, weil er dafür nicht gebüsst habe. Er müsse jetzt als Frau schmerzlich erfahren, was sein damaliges Opfer durchgemacht habe. Nehme sie die Deutung an, werde sie im nächsten Leben eine höhere Seinsstufe erreichen. *Ella* hat diese Deutung akzeptiert und ist in diesem Leben psychisch erkrankt.

Wunden heilen

So weit so schlecht. Hoffen wir, dass sich *Ella* mit Hilfe meiner Seelsorge von dieser schrecklichen Deutung erholen wird. Ich rede ihr zwar nicht aus, dass Taten eine Wirkung haben können bis ins dritte oder vierte Geschlecht, wie geschrieben steht. Nur dass naturgesetzlich der Täter zum Opfer werden muss, um Sühne zu leisten, das habe ich in der frohen Botschaft nirgends gelesen. So würde das Übel ja konstant bleiben. Täter müssten Opfer werden, dafür bräuchte es wieder neue Täter usw.

Es fällt dabei auch auf, wie beziehungslos diese ehemaligen Täter zu den heutigen Opfern sind. Da gibt es keine gefühlsmässige Verbindung, die Taten geschehen ungeschichtlich. Die Zeit hüpf. Schuld hat nicht mit bekannten, sondern mit Phantommenschen zu tun. Was soll ich mit einem Phantom?

Dass auch alte Wunden vernarben, gar heilen, indem wir sie miteinander anschauen, säubern, verbinden, das ist evangelisch. Für *Ella* könnte das heissen, dass sie den Schmerz zulässt, bis er weniger wird und abklingt und sie mit der Narbe leben lernt.

Ich behaupte also, dass sowohl christliches wie esoterisches Bemühen krank macht, wenn Menschen dabei mit ihrem Schmerz in die Enge getrieben und nicht in die Freiheit entlassen werden.

Marianne Reifers, geschieden, vormals Pfarrerin in Hünenberg, ZG, seit sechs Jahren Seelsorgerin in der psychiatrischen Klinik Königsfelden, AG. Zwei erwachsene Töchter. Lebt mit Partner in Solothurn.



Im Kern des Schmerzes steckt eine Kraft

Luzia Sutter Rehmann

Irgendwann ist es mir aufgegangen: Im Kern des Schmerzes steckt soviel Energie, die mich verformen kann, verbilden, verzerren, die alles andere lähmt, die allen Platz einnimmt – eine ungeheure Wucht. Wenn ich dieser Wucht ihr Recht einräume, ihre Grösse anerkenne, merke ich, dass sich einiges verändert. Schmerz ist nicht nur ein Übel, sondern auch ein ungeheures Phänomen, das mich eigentlich interessiert. Ich versuche im Folgenden zu skizzieren, wie ich Schmerz theologisch deute. Wobei ich die Traditionen benennen möchte, in denen mein theologisches Nachdenken Nahrung und Orientierung findet.

1. *Laut heult sie auf. Ich erkenne den Ton genau. Sie hat sich fest wehgetan – ich stehe auf und rufe ihren Namen. Wie oft kommt das vor in unserem gemeinsamen Leben? Es gehört dazu. Obwohl ich bei diesem Ton zusammenzucke, mein Ohr vorausschicke, um auszumachen, was Begleitumstände mir schon erzählen können. Dann die Begegnung: «Mama, Mama!» Voller Schmerz und Tränen, auch Empörung ist beigemischt und der Ruf, ihren Schmerz zu lindern, ich kenne es so gut, weil es vertraut ist. Sobald ich bei ihr bin, sie halte, spüre, dass sie lebt, warm ist, beruhigt sich mein Adrenalinspiegel. Kein Abgrund tut sich auf. Mit Nastuch und Verständnis, mit Verband und Eiswürfel lässt sich so oft helfen.*

Meine Kinder wollen Schmerzen mitteilen. Sie geniessen den Moment der communio sancta – der heilenden Gemeinschaft. Auf meinem Schoss ruhen sie sich etwas aus, erzählen noch einmal, was geschah und was eigentlich tun wollten – und damit gehen sie innerlich wieder auf den Weg, den sie kurz verlassen hatten. Schon hüpfen sie wieder zum Spiel zurück – ich bin froh, dass nicht mehr verletzt wurde, dass ich da war und Geduld hatte, dass ich nicht lauter Ermahnungen aussties – ich spüre das zarte «Heile, Säge» in der Luft und atme tief durch. Wenn nur ein

Schutzengel mit ihr geht... und ich danke zutiefst, für diese kurze, intensive Begegnung mit meiner temperamentvollen, verletzbaren Tochter.

Die Gattin Hiobs und das Schweigen Gottes

2. Das Schweigen Gottes kann lang und tief sein, während der Schmerz in uns tobt oder frisst. Was können wir diesem Schweigen Gottes entgegensetzen? Der biblische Hiob setzte seine eigene Klage in die Stille hinein. Damit verwandelte er das Schweigen in ein Hören. Doch so sehr ich das Reden für wertvoll erachte, das Klagen und Weinen, so sehr bemerke ich, dass nicht nur Gott schweigt in der Hiobsgeschichte, sondern auch die Gattin Hiobs. Ein einziger Satz ist von ihr, der Namenlosen, aufgeschrieben. Und damit hat sie sich für immer diskreditiert: «Fluche/segne Gott und stirb!» (Hiob 2,9)

Hiob nennt sie eine gottlose Torin. Er folgt ihrem Rat nicht. Er beschimpft sie. Und der Erzähler beeilt sich, ihn zu rechtfertigen: Mit all dem versündigte sich Hiob nicht. Aber sie! Während Hunderten von Jahren folgte die Auslegung Hiobs Tadel. Besser, sie hätte wohl gar nichts gesagt. Doch wo kann sie hingehen mit ihrem schweren Herzen? Wie die spätere Entwicklung der Hiobstradition zeigt, wurde das Redeverbot nicht einfach geschluckt. In der Septuaginta, der griechischen Übersetzung der Hebräischen Bibel, klagt die Ehefrau Hiobs um einiges länger und erhält dadurch schärfere Konturen. Die aramäische Übersetzung Hiobs identifiziert sie wie der spätere Talmud mit der Leatochter Dina aus Gen 34,7. Damit wird sie in die biblische Familie aufgenommen, und der Beschimpfung Hiobs wird ein Ende gesetzt. Im apokryphen Testament des Hiob¹ erhält sie Namen (Sitidos/Dina) und Gestalt und wird zur transformativen Kraft für den leidenden Ehemann. Allerdings wird das in der Auslegung noch kaum wahrgenommen. Diese stellt sich wieder auf die Seite des Ehemannes, der nach wie vor seiner Frau im Schmerz misstraut. Er erzählt seine Geschichte, ohne seine Frau als Gefährtin im Leiden auch nur zu erwähnen. Eine Begegnung der Eheleute findet in den ersten zwanzig Kapiteln nicht statt. Dafür spricht Hiob mit den Würmern:

«Und höchst bestürzt und entsetzt verliess ich die Stadt und setzte mich auf die Müllhalde vor den Toren. Von Würmern zerfressen war mein ganzer Leib. Und Eiter, der aus ihm hervorkam, benetzte sogar die Erde mit seiner Feuchtigkeit, denn so viele Würmer waren in meinem Leib. Und sooft ein Wurm herauskroch, nahm ich ihn und legte ihn auf dieselbe Stelle und sprach: 'Bleibe an dem Ort, an den du gelegt wurdest, bis du einen anderen Platz bekommst

von dem, der über dich gebietet.'» (TestHiob 20,7-9)

Die Demut und Leidensfähigkeit Hiobs wird hier ironisiert. Dermassen gross ist seine sprichwörtliche Geduld, dass er die Würmer wieder auf sich setzt! Der apokryphe Hiob erscheint masslos in seinem Leiden, und es ist uns LeserInnen überlassen, seine Haltung bewundernswert oder lächerlich zu finden.

Nach seiner ausführlichen Selbstdarstellung fällt Hiobs Blick endlich auf seine leidgeprüfte Frau Sitidos. Sie war nach dem Verlust ihrer Kinder und all ihrer Habe Wassersklavin geworden, um sich und ihren kranken Mann durchzubringen. Ihr Elend besteht also nicht in Krankheit, sondern in entwürdigenden Arbeitsbedingungen. Sie verdingte sich. Doch nach zwanzig Jahren gibt man ihr keine Arbeit mehr. Sie ist alt. Sie muss betteln. Doch geht der Abstieg noch weiter: Man gibt ihr nicht einmal mehr Brote für ihren Mann. Das Wenige, das sie erhält, teilt sie aber mit ihm. Eines Tages erhält sie gar nichts mehr. Ein Brotverkäufer verlangt ihre Haare für drei Brote.

«Da sprach sie bei sich selbst: 'Was nützt mir mein Haar, solange mein Mann hungert?' Und so stellte sie alle Bedenken beiseite und sprach zu ihm: 'Nun denn, so nimm es.' Da nahm er die Schere, schnitt das Haar ab und gab ihr drei Brote, und alle sahen zu.» (TestHiob 23,2-10)

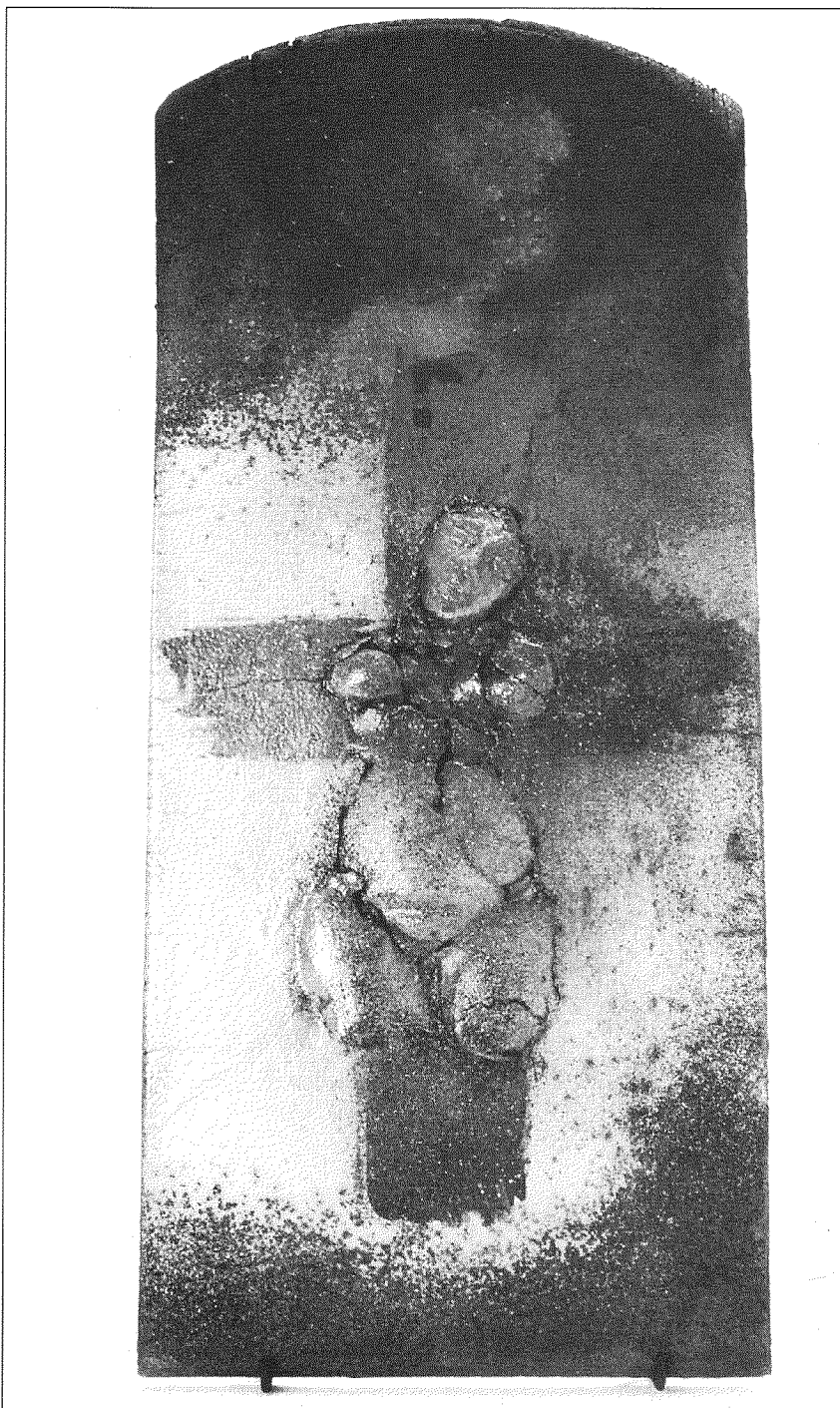
Entwicklung von Wut und Schreien

Sitidos' Loyalität erscheint grenzenlos. Demütig, wie ein Schatten ihres Mannes, harrt sie im Elend aus. Doch wo seine Geduld ins Masslose geht, entwickelt sie nach diesem Erlebnis der öffentlichen Scherung Wut:

«Hiob, Hiob, wie lange willst du auf der Müllhalde sitzen und meinst, es dauert nur noch ein wenig... Ich ziehe heimatlos und anderen dienstbar von Ort zu Ort... Du aber sitztest in der Fäulnis der Würmer und bringst deine Nächte unter freiem Himmel zu...» (TestHiob 24,1-3) Endlich ruft sie aus! Ihre Passion hat ihren Tiefpunkt erreicht. Sie kann nicht mehr schweigen. Dabei ist es sie, die ihren Mann «Hiob» nennt. Bis anhin hiess er nämlich «Hiobab». Durch diese Umbenennung stellt sie ihren schweigenden Mann in die Tradition des klagenden Hiob. Sie möchte, dass er seinen Schmerz ausspricht:

«Steh auf und iss dich satt! Sage diese Sache zu Gott und hör auf. Dann werde ich frei sein vom Gram über die Mühsal deines Leibes.» (TestHiob 25,10)

Für die meisten Ausleger ist diese Stelle analog zu dem verpönten Satz der biblischen Gattin (Hiob 2,9) zu verstehen. Sie erntet dafür Verachtung. Ich sehe es aber so, dass Sitidos Gott als Anwalt und Vater der Armen auf den Plan ruft. Gott soll ihre Geschichte er-



fahren. Sitidos weiss, dass stummer Schmerz «eiert». Die Stummheit ihres Mannes wird durch sie aufgedeckt. Warum bricht er nicht längst in notwendiges Schreien aus? Warum hören wir ihn nicht klagen wie den alten biblischen Hiob? Hat er kein Vertrauen auf Gottes rettende Kraft? Meint er, Demut allein verschaffe Heilung? Ist es eigentlich «Demut» oder «Tapferkeit»? Ein tapferer Mann schweigt über seinen Schmerz und presst die Lippen zusammen. Er gibt seine Verletzlichkeit nicht preis. Dieser vom Schmerz verstummte Hiob, der gebrochen auf der Müllhalde sitzt, hegt noch Reste von Männlichkeitstugenden in sich, die zwar von aussen mit dem Wort «Demut» zu verschwimmen scheinen. Im Grunde hat er den Schmerz aber noch nicht akzeptiert. Daher wirkt diese «Demut» aufgesetzt.

voreilig. Sitidos wird zur Trägerin der Hiob-Tradition. Sie ist es, die Gott als Anwalt der Leidenden einbringt und damit die Heilung ihres Mannes einfordert.

Nicht brechen lassen, sondern bewegen

Ich lese die Geschichte von Hiob und Sitidos als Ehekrise, die durch ihr tiefes Leid hervorgerufen wurde. Gott spielt kaum eine Rolle in dieser Erzählung. Oder jedenfalls nicht der Gott, den wir erwarten würden. Der schweigt nämlich auch. Doch – genau hier berührt die Geschichte die Realität, trifft sie meine Erfahrungen. Was haben wir dem Schweigen Gottes entgegenzusetzen? Ich glaube, eine mögliche Antwort in dem Testament des Hiob zu finden. Was ist die treibende Kraft in der Passion der

Sitidos und des Hiob? Letztlich bricht der Schmerz aus ihr heraus. Sie verlangt, dass Hiob spricht, betet, klagt. Ihre Geduld hat ein Ende. Dadurch verkörpert sie die *transformative Kraft des Schmerzes*. Dann erhält auch Sitidos ihren neuen Namen: Dina.² Sie hat sich vom Schmerz nicht brechen lassen, sondern bewegen. Während Hiob wie ein vom Blitz getroffener Baum zerstört, aber unverrückbar an einer Stelle sitzt, streift Sitidos ruhelos umher. Mit aller Kraft ringt sie um das tägliche Leben. Ihre Leidensgeschichte gleicht einem Abstieg in die Unterwelt, in die untersten Regionen des Lebens. Dort erfährt sie, dass sie ihre Haare nicht braucht, solange ihr Mann hungert, d.h. sie verliert den letzten Rest an Stolz und Würde. Hiob aber hält an seiner «Tapferkeits/Demutshaltung» fest. Sitidos kann sich dies nicht mehr leisten. Sie gibt alles auf. Der Schmerz hat gewonnen. Er ist stärker, grösser als sie. Nur das Mitleid bleibt ihr.

Es ist genug

An diesem tiefsten Punkt geschieht eine Art Umkehr. Sitidos gibt ihrem Mann seinen neuen Namen als Aufgabe, damit er sein Elend abstreife. Sie sagt zu ihm dieselben Worte, die der Engel zum erschöpften Elia in der Wüste spricht: «Steh auf und iss!» (1 Kö 19,5). Sitidos erhält nun engelhaftes Qualitäten. Sie weiss, wie tödlich Verharrung, Unbeweglichkeit, Flucht in den Schlaf sein kann. Sie versucht, ihren Mann zu wecken, zu retten, zu bewegen. Sie erinnert ihn daran, dass Aufstehen/Auferstehung möglich ist. Daran, dass er trotz allem lebt und Nahrung braucht. Vielleicht ist dies die härteste «Lehre» überhaupt: Schlafen, sich Totstellen ist nur scheinbar ein Umgang mit Schmerz. Denn Schmerz führt nicht in den Tod, leider bleibt man leben. Das ist eine Erfahrung der Hölle. Die Verschonung des eigenen Lebens ist die grösste Strafe. Viel einfacher wäre es, dem Schmerz ein für allemal zu entinnen. Sitidos akzeptiert die Wucht des transformierenden Schmerzes, der ihr alles nimmt, sie «verdingt», verkrümmt, verformt. Damit ist ihre Identität aufgelöst, Sitidos ist nicht mehr, es gibt die schöne Frau nicht mehr, sie ist «gestorben».

«Steh auf und iss dich satt! Sage diese Sache zu Gott und hör auf!» (TestHiob 25,10)

«Hör auf!» ruft sie ihrem Mann zu, denn nun hat nichts mehr einen Sinn, weder das Sitzen und Schweigen, noch das Warten und Hoffen ihres Mannes. Es ist genug. Sie weiss um das Genug, den tiefsten Punkt, den sie nach jahrelangem Abstieg erreicht hat. Doch damit beginnt sich die Transformation erst abzuzeichnen. Sitidos wird auferstehen

(40,3-6), ihr neuer Name «Dina» heisst Anwältin, Richterin, Herrin. Aus der vergewaltigten Bettlerin wird Dina. Sie forderte Gott als Anwalt der Armen heraus und erhielt dafür ihren Namen. Der Schmerz schliff die alte Sitidos ab. Zurück blieb die Fähigkeit des Mitleidens, des Sprechens, der Gewissheit, wann es genug ist.

3. Im Kern des Schmerzes steckt Kraft. Sie ist die einzige, unzerreissbare Brücke zum Leben. Tote Körper schmerzen nicht.

Ich suche meine Flamenco-Kassette heraus. Wohl nichts auf der Welt drückt für mich Schmerz so intensiv aus, wie das «Ay, ay» der Sänger und Sängerinnen aus Cadiz, Sevilla, Malaga... Laut hinausschreien, zelebrieren, klagen, was in mir brennt. Die Glut mit den

Füssen zerstampfen, voller Wucht den Boden spüren als einzigen Halt, die Mutter Erde, die trägt und da bleibt, wenn alles vor meinen Augen sich auflöst, vergeht. Singe von deinem Schmerz, damit ich das Leben spüre, verbinde mich mit dir, halte mich fest diese Nacht!

Musik, Tanz, Gesang – eine Therapie des Schmerzes? Eines Schmerzes, der geteilt sein will, laut und heftig sein darf, der die Nacht tiefer macht, die Einsamkeit grösser, und die Wut glühender – furia, furia – der Stolz aber wird aufrechter und noch verletzlicher, die Lebensflamme noch kostbarer, einzigartiger. Vielleicht ist es das: Die Potenzierung des Schmerzes in den Tönen und Gesten verschafft Erleichterung. Die Anspannung weicht einer Entspannung, wenn ich erhitzt und verschwitzt

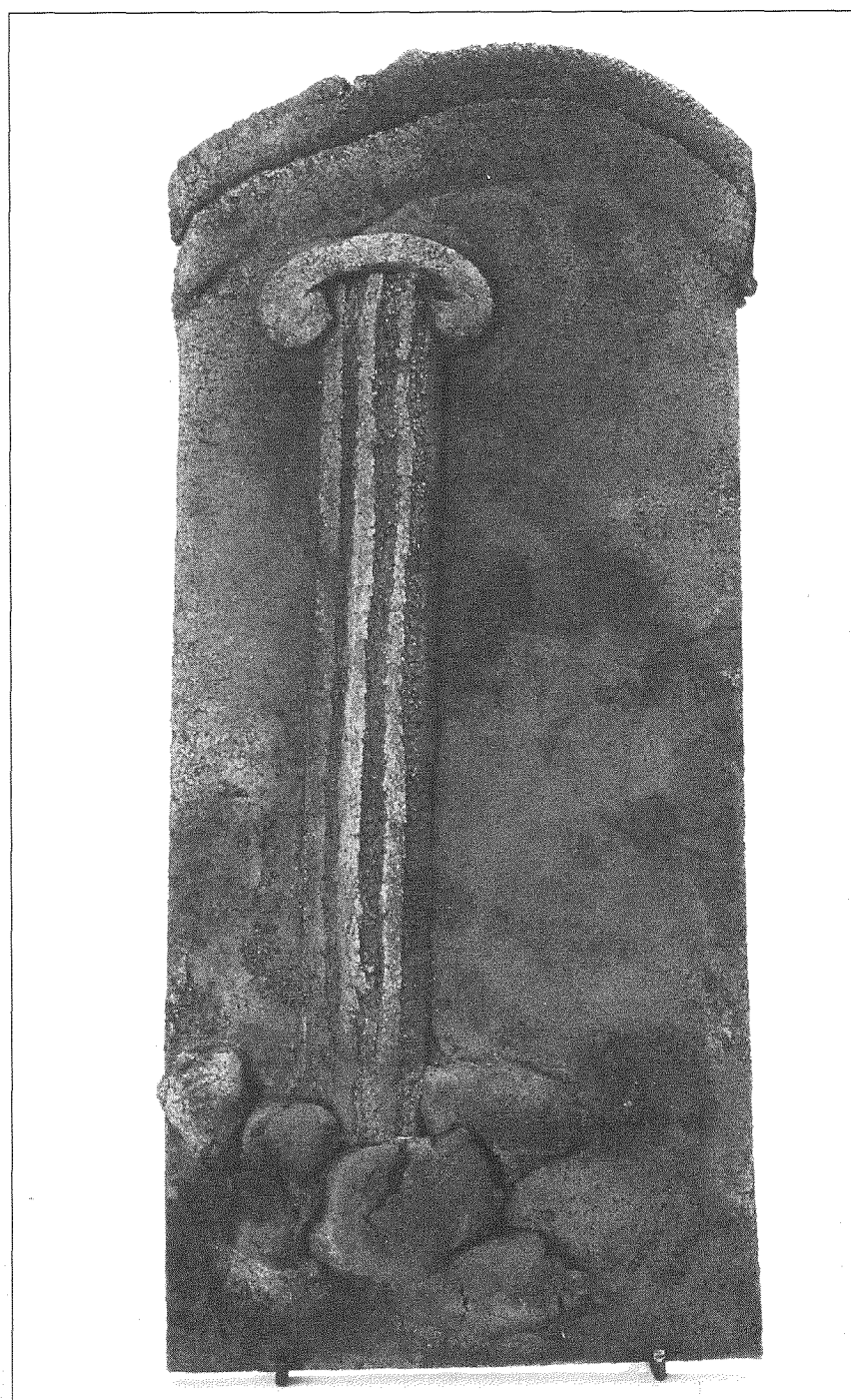
in den Sessel sinke nach einem unerbittlichen Zapateado. Durch die Musik bin ich mit meinem Schmerz verbunden, akzeptiere ich ihn eher, denn sie führt mich an den Rand und lässt mich nicht fallen. Ausserdem setzt die Musik ein Ende. Sie weiss um die Dehnbarkeit der Zeit, die Intensivierbarkeit von Momenten, doch auch darum, wann es genug ist. Und dann schlagen die traurigen Soleares in heitere Bulerias um, damit die TänzerInnen mit Scherzen von der Bühne gehen und das Publikum lachend applaudiert. Denn alles hat ein Ende, das Leben geht weiter. Wenn der Schmerz eine Brücke zum Leben ist, dann reicht es nicht, diese Brücke zu sehen – nein, dann tanze auf ihr! Im Flamenco muss man nicht schön sein. Es gibt ganz dicke Tänzerinnen, die die Leichtigkeit eines Sonnenstrahls abbilden können, es gibt verkrümmte Tänzer, deren Anmut und Stolz vom Leben erzählen. La vida, la vida (das Leben) hat Tausende von Gesichtern und in allen kann der Schmerz seine Wohnung nehmen, Furchen eingraben, die Wangen kneten und die Stirne zermürben, die Augen füllen und alles weichklopfen, umgraben, auflösen, kein Stein bleibt auf dem andern.

Ich liebe deswegen den Schmerz nicht. Im Gegenteil. Ich halte ihn für gemein und hinterlistig, bössartig, unausstehlich. Aber, ich sage es ihm auch. Und ich versuche, ihn willkommen zu heissen, den alten Kumpan in immer neuen Kleidern. Komm halt, wenn du musst, deswegen renne ich noch nicht fort. Du wirst wieder Wohnung nehmen in mir, und dabei werden Erschütterungen ausgehen von dir, Blitze und Höllen, ich weiss, ich weiss. Ich bin dir nicht gewachsen. Nie. Du formst mich nach deinem Bild, zermürbst mich, zerteilst mich – aber eines Tages, eines Morgens oder Abends, wenn ich in den Spiegel seh, werde ich mich sehen, was aus mir geworden ist diesmal. Darauf versuche ich meine Neugier zu lenken.

Luzia Sutter Rehmann, Theologin, Mutter, Forscherin.

1) Siehe dazu: L.Sutter Rehmann, «Das Testament des Hiob: Hiob, Dina und ihre Töchter», in: Kompendium Feministische Bibelauslegung, hg. von Luise Schottroff und Marie-Theres Wacker, Gütersloh 1998, 465–473.

2) Vgl. die neue Namensgebung für die Mutter Toussine, die nach drei Jahren Trauer um ihr Kind ein Mädchen gebiert und «Reine Sans Nom» genannt wird. (Simone Schwarz-Bart, Têlémée. Wuppertal 1988, 28)



Neuerscheinungen

Brigit Keller, Vogelflug im Augewinkel. Gedichte, eFeF-Verlag, Bern 1998.

Wer die Gedichte von Brigit Keller liest, die kann die Lust überkommen, wegzugehen: aus dem Haus, aus der Stadt – hinaus an Orte, wo keine Menschen sind ... kann die Lust überkommen zu hören und zu sehen, bis ihr die Ohren aufgehen, bis ihre Augen wieder sehen, was zu sehen ist. «Alles spricht Erscheinung wo ich auch hinsehe.» Sorgfältig, bestechend genau die Aufmerksamkeit auf das, was ist, und auf das, was die Worte davon fassen können.

«Ich möchte die Dinge sorgsam ich liebe Langsamkeit ein vom Ast gefallen Blatt wird vom Spinnfaden gehalten... Im Traum versprach einer für mich eine Stiege zu bauen alle drei Jahre eine Stufe damit ich ins Haus kommen könne Er fand das Mass richtig ich auch»

Beim Lesen der Gedichte von Brigit Keller kann es geschehen, dass frau Fühler bekommt – die zittern bei jeder Berührung, die geraten ins Schwingen, übermitteln Botschaften, die so noch nicht vernommen wurden und lassen die Welt anwachsen, sogar um einen Vogelflug im Augewinkel.

Silvia Strahm Bernet

Andrea Günter, Ina Praetorius, Ulrike Wagner, Weibewirtschaft weiterdenken. Feministische Ökonomiekritik als Arbeit am Symbolischen, Edition Exodus, Luzern 1998.

«Weibewirtschaft» ist nicht eine Heilslehre, wohl aber die Voraussetzung eines neuen politischen Sinngebungsprozesses, der im Umdenken und Umwerten, im persönlichen Sprechen und im Reformulieren besteht. Die Autorinnen zeigen auf, was mit diesem Ansatz gedacht und kritisiert werden kann und wie Probleme aufgegriffen werden kön-

nen, um auch als Feministinnen androzentrische Fallen des Denkens zu vermeiden. Sie thematisieren, wie Menschen- und Weltbilder, Politikverständnis und symbolische Ordnung an der Schnittstelle von Ökonomie, Ethik, Politik und Deutung der Geschlechterdifferenz ineinandergreifen.

Dagmar Henze, Gerburgis Feld, Claudia Janssen (Hrsg.), Wie wir wurden, was wir sind. Gespräche mit feministischen Theologinnen der ersten Generation, Gütersloh 1998.

Die vorgestellten feministischen Theologinnen sind in Theologie und Kirche ihren eigenen Weg gegangen und spiegeln ein Stück theologischer Zeitgeschichte. Es sind 19 Portraits entstanden, in denen die Zeit des Aufbruchs der theologischen Frauenbewegung lebendig wird: die Begeisterung der Frauen, ihre Kämpfe, ihre Erfolge und Niederlagen. Offen berichten sie von ihren persönlichen Erfahrungen, von politischen Ereignissen, Themen und Menschen, die ihnen wichtig geworden sind.

Ursula Pfäfflin, Julia Strecker, Flügel trotz allem. Feministische Seelsorge und Beratung. Konzeption – Methoden – Biographien, Gütersloh 1998.

Erstmalig liegt hier eine ausgeführte Konzeption feministischer Seelsorge und Beratung im deutschsprachigen Bereich vor. Gegenüber den existierenden Seelsorgekonzeptionen rückt diese die besonderen Themen von Frauen und die Möglichkeiten von Beratungsprozessen zwischen Frauen in den Mittelpunkt. Die Autorinnen entwerfen die Vision eines Kommunikationsprozesses, in dem Frauen eine spirituelle Heimat finden können.

Im ersten Teil werden die Grundentscheidungen feministischer Seelsorge, ihre Definition und ihr Bezug zu anderen feministischen Ansätzen von Beratung und Therapie aufgezeigt. Im zweiten Teil stehen Fallgeschichten im Mittelpunkt, die die besonderen Themen von Frauen zur Sprache bringen.

Luise Schottroff, Marie-Theres Wacker (Hrsg.), Kompendium Feministischer Bibelauslegung. Gütersloh 1998.

Das Kompendium bündelt die Ansätze und Ergebnisse feministischer Bibelauslegung des letzten Jahrzehnts. Die Bücher der Bibel werden aus der Perspektive von Frauen neu gelesen, die Zeitgeschichte, in der die beiden Teile der christlichen Bibel entstanden sind, wird neu rekonstruiert, die Geschichte der Kanonbildung kritisch hinterfragt. Über sechzig Frauen unterschiedlicher konfessioneller bzw. religiöser Orientierung und geographischer Herkunft haben daran mitgearbeitet.

Luzia Sutter Rehmann, Vom Mut, genau hinzusehen. Feministisch-befreiungstheologische Interpretationen zur Apokalyptik, Edition Exodus, Luzern 1998.

Apokalypten heisst enthüllen, aufdecken, offenbaren, entlarven. Die apokalyptischen Texte der Bibel scheuen die kritische und gefährliche Analyse nicht und haben den Mut, für die Wahrheit Namen und Bilder zu finden, um sie aussprechen zu können. Sie bringen die Analyse des Unrechts zusammen mit der Poesie der Hoffnung, sie wollen nicht vertrösten, sondern bewegen und konkrete Lebenspraxis eröffnen.

Die sozialgeschichtlichen Exegese ist eine Zugangsweise zu diesen Texten. Die Dynamik der apokalyptischen Hoffnungssprache kann mit wissenschaftlicher Genauigkeit allein jedoch nicht zum Ausdruck gebracht werden. Luzia Sutter Rehmann verbindet darum Forschungsergebnisse mit Poesie, historische Informationen mit persönlicher Imaginationen und schafft so eine Art apokalyptischer Spiritualität. Die vorliegenden feministisch-befreiungstheologischen Interpretationen bringen aus alten Texten Unerwartetes und Befreiendes zum Vorschein.

Baleria Ferrari Schiefer, La Belle Question. Die Frage nach der Gleichheit der Geschlechter bei François Poullain de la Barre (1647–1723) vor dem Hintergrund der neuzeitlichen Querelle des Femmes.

Für François Poullain de la Barre ist la belle question – die Frage nach der Gleichheit der Geschlechter – die eigentliche und zentrale der Menschheit. Er stellt diese Frage nicht nur ins Zentrum seines philosophisch-theologischen Denkens, sondern sie ist für ihn das Beurteilungskriterium schlechthin, ob sich Theorie und Praxis in den verschiedensten Disziplinen als wahr oder als falsch erweisen. Dies ist wohl auch das Anliegen einer heutigen feministischen Kritik und Theologie.

François Poullain de la Barre ist aber keine Ausnahmerecheinung des 17. Jahrhunderts. Vielmehr steht er in einer langen Tradition frauenfreundlichen Schrifttums, eines Feminismus avant la lettre. Die Autorin zeichnet sein Profil auf dem Hintergrund dieser Vorgeschichte: Er befand sich in einer schon damals bald 200jährigen Geschlechterdebatte, der sogenannten Querelle des Femmes, zwischen frauenfreundlichen und frauenfeindlichen Schriften, Büchern, Diskussionen und Bildern, welche die Intellektuellenszene nicht nur in Frankreich und Italien beschäftigte, sondern als gesamteuropäisches Phänomen zu betrachten ist.

Zum Gedenken...

... an Pnina Navé Levinson

Zum letzten Mal gesehen habe ich Pnina Navé Levinson im Juli 1997. Da sasssen wir zusammen auf der Terrasse ihres geliebten Hauses in Mallorca. Vor uns das Meer, in das langsam eine rote Sonne tauchte. Auf dem Tisch Brot, Salz und Wein. Und nach dem Abendessen als «Gustostückerl», eine Lesung aus dem Buch, an dem Pnina gerade arbeitete. Kleine Vignetten, Geschichten von Menschen, die nach Israel eingewandert – ausgewandert waren. Momentaufnahmen aus dem Leben von Frauen und Männern, die nur ihr Jüdischsein verband und die Sehnsucht nach Israel. Es war eine akribische Sammlung von Lebensgeschichten, schlicht und unbeschönigt und gerade darum so berührend, und ich wollte gar nicht aufhören mit dem Zuhören.

Zum ersten Mal habe ich Pnina 1986 getroffen. Ich hatte ihre Kritik am latenten Antijudaismus in der feministischen Theologie im Rundbrief des Netzwerkes feministischer Theologinnen gelesen und beschloss, sie einzuladen. Nicht, um uns gleich in die Antijudaismusdebatte zu befördern, sondern, um uns erst einmal kundig zu machen. Ich selber fand jedenfalls, dass ich ziemlich wenig wusste über das Selbstverständnis jüdischer Frauen bezüglich ihrer Tradition. So wurde Pnina Navé Levinson eine unserer Lehrerinnen. Christliche, später auch jüdische Frauen kamen, um sie referieren zu hören etwa über die Stellung der Frau in der Halacha, im jüdischen Religionsgesetz. Später legte sie uns beim Ausbildungskurs feministische Theologie Genesis 1–3 aus. Da lernte ich zum ersten Mal die rabbinische Art der Textauslegung kennen, diesen lebendigen Dialog mit der Tradition, der Meinungen und Gegenmeinungen nicht polarisiert, sondern für die Auslotung eines Problems geradezu braucht. Eine Auslegung, die Wissen und Weisheit verbindet. Ihre Auslegungen und Referate – auch an

den christlich-jüdischen Begegnungstagen auf Boldern – machten uns klar, dass wir uns als christliche Frauen zuerst einmal mit dem Patriarchalismus unserer eigenen Tradition auseinandersetzen mussten und ihn nicht einfach auf die – uns weitgehend unbekannt – jüdische Tradition projizieren durften. Damals war Pnina Navé Levinson noch Dozentin für Judaistik an der Universität Heidelberg; nach ihrer Pensionierung widmete sie sich mehr und mehr ihren Buch- und Forschungsprojekten, in denen es ihr immer wieder darum ging, das Leben jüdischer Frauen in der Geschichte Europas sichtbar zu machen und als Kulturleistung zu würdigen. Pnina war für mich eine Frau von unerhörtem Wissen, das sie im Gespräch auch bis ins Detail reproduzieren konnte. Eine besonders begabte Lehrende, weil immer lebhaft interessiert an Menschen, ihren Geschichten und Schicksalen. Noch im Juni dieses Jahres haben wir Pläne gemacht – per Telefon – sie in Jerusalem (wo sie die Hälfte des Jahres lebte), ich in Boldern.

Jüdische feministische Theologinnen sind rar. Mit Pnina verlieren wir eine der profiliertesten. Sie hat als deutsche Jüdin eines der schrecklichsten Kapitel in der Geschichte jüdischer Menschen durchlebt und blieb trotzdem leidenschaftlich engagiert im Dialog, auf der Suche nach gerechten Beziehungen. Eine weise, humorvolle und ganz dem Leben zugewandte Lehrerin, für die Forschen und Lehren, Kochen und Gäste Bewirten immer eines zu meinen schien: Beizutragen zum Lob Gottes in dieser Welt.

Reinhild Traitter

Berichte

Förderung

feministischer Befreiungstheologie – die Marga Bührig-Stiftung

«Wir Frauen sind Kirche!» – mit diesem Aufruf eröffnete Marga Bührig 1987 das erste Schweizerische Frauenkirchenfest in Luzern. Die heute 83-jährige Theologin aus Basel, war und ist eine der prägenden Figuren der kirchlichen Frauenbewegung in der Schweiz – Wegbereiterin und Vorbild für viele, die nach ihr kamen. Ihr Lebensweg hat sie aus dem Zentrum der offiziellen Kirche an den Rand und dort ins Zentrum der kirchlichen Frauenbewegung geführt, zur Überzeugung: «Wir Frauen sind Kirche».

Die Idee zur Gründung einer Stiftung mit ihrem Namen wurde aus Anlass von Marga Bührigs 80. Geburtstag vom Basler Verein *Projekt Frauentheologie* ins Leben gerufen. Dank Spenden von Freundinnen und zwei Kirchgemeinden konnte Marga Bührig die Stiftung 1998 gründen. Sie und ihre Lebensgefährtin

Elsi Arnold amten zusammen mit Elisabeth Miescher als Stiftungsrätinnen.

Ziel der Stiftung ist die Förderung und Bekanntmachung von Forschung auf dem Gebiet feministischer Befreiungstheologie und, gemäss Stiftungsreglement, auch die Anerkennung geleisteter Basisarbeit in diesem Bereich. Zu diesem Zweck richtet die Stiftung neben einem Förderpreis (siehe Ausschreibung auf der Rückseite) auch einen Anerkennungspreis aus, der im Frühjahr 1999 in Zusammenarbeit mit dem *Verein Krauen und Kirche Luzern* zum ersten Mal verliehen wird.

Die Stiftung möchte Frauen Mut machen, initiativ zu werden in einer theologischen Forschung, die nicht den Männerregeln folgt. Einer Forschung, die Wissenschaftlichkeit nicht mehr elitär versteht, sondern für die Verständlichkeit – auch für Nicht-FachspezialistInnen – ein Qualitätsmerkmal ist.

Die Ernte von drei Gärten

Feministische Theologinnen reden viel darüber, dass ihre Arbeit in der Praxis verwurzelt sein und sich auf die konkreten Bedürfnisse von Frauen beziehen soll, und darüber, wie Frauen aus der ganzen Welt Theologie treiben sollten. Meiner Erfahrung nach haben wir jedoch nur wenig Gelegenheit, dies zu tun; insbesondere fehlen uns Einrichtungen, wo wir mit Frauen aus anderen Ländern als Gleichgestellte zusammenarbeiten.

Conspirando, ein ökofeministisch-spiritueller Kollektiv in Santiago (Chile), eine Gruppe von Frauen in Recife (Brasilien) unter der Leitung von Ivone Gebara (s. Beitrag von Susann Schüepf) sowie WATER (Women's Alliance für Theology, Ethics and Ritual) in Silver Spring (Maryland, USA) haben sich deshalb zusammengetan, um einen «gemeinsamen Garten» zu schaffen und zu versuchen, solche Arbeit zu tun.

Der «Garten» wurde geplant als Ort ökofeministisch-theologischer Ausbildung, spiritueller Praxis und der Entwicklung politischer Strategien. In den letzten eineinhalb Jahren wurden drei Workshops abgehalten, veranstaltet jeweils von einer der drei Gruppen. Unter der Leitung von Teams der drei organisierenden Gruppen trafen sich zwischen 35 bis 50 Frauen aus über einem Dutzend Ländern jeweils für zwei Wochen zu Vorträgen, Diskussionen, Körperarbeit, Liturgien und einem lebendigen Austausch. Jeder «Garten» schloss einen Diskussionsabend ein, der öffentlich war und so der lokalen Bevölkerung einen Einblick in diese Art von Theologie ermöglichte.

In Santiago bildeten die täglich spürbaren Folgen der neoliberalen Wirtschaftspolitik den Hintergrund für die Analyse; in Recife besuchten Gruppen

von Frauen am Anfang des Programms Slums, um ihre Reflexionen in der Realität der Armut zu «erden»; in Washington machten Beispiele der politischen und ökonomischen US-Machtmaschinerie deutlich, welche Formen von Gewalt zu überwinden sind. Wir untersuchten aber auch religiöse Bilder und Symbole, Texte und Lehren, die Teil dieses Gewalt-Kontextes sind. In unseren kreativen Rekonstruktionen – ob im Schreiben, Zeichnen, Tanzen oder im Ritual – experimentierten wir mit neuen Möglichkeiten, darauf achtend, dass auch unsere Kinder die eine oder andere als religiöse Ausdrucksform nutzen könnten.

Der «Garten» ist ein Modell, das Frauen aus dem Norden und dem Süden, von der Universität und von der Strasse, von Yoruba und vom Christentum, von 20 bis 75 Jahren, von akademischen Theologinnen bis zu Studentinnen eine Möglichkeit bot, zusammen zu leben und zu arbeiten.

Ein solches Modell ist kostspielig. Spenden von der Ford-Stiftung und von einigen religiösen Gemeinschaften halfen, die Kosten zu tragen. Und es ist zeitraubend für alle Teammitglieder, da diese an der ganzen Veranstaltung teilnehmen anstatt nur für einen Vortrag zu kommen. Aber positives Resultat dieses Modells ist der Reichtum an neuen Freundinnen und Kolleginnen, neuen Ideen für die Arbeit mit anderen Gruppen und ein erneuertes Engagement für gemeinschaftliches feministisches Arbeiten. Vielleicht fangen einige der europäischen Frauen, die daran teilnahmen, eine solche Arbeit auch in Europa an.

Mary Hunt

Für mehr Informationen:

Mary Hunt, WATER, 8035 13th Street, Silver Spring, MD 20910 USA.

Phone: 301 589-2509;

Fax: 301 589-3150;

e-mail: water@hers.com.

Über die Gewalt hinaus: Frauen, Solidarität und Kraft der Veränderung

Am Treffen des «Jardim Partilhado» (Geteilter Garten), das im Juli 1998 in Camaragibe, einem Vorort Recifes stattfand, nahmen 55 Frauen aus verschiedenen Ländern, vorwiegend Lateinamerika und der USA teil, die auf verschiedenen Ebenen, beruflich oder ehrenamtlich in einer feministischen Perspektive mit Frauen oder Frauengruppen arbeiten. Die verschiedenen kulturellen und beruflichen Hintergründe sowie die sehr unterschiedlichen Ausbildungsebenen, die dabei zusammentrafen, stellten eine bereichernde Herausforderung für das Treffen dar.

Das theologische Arbeiten war stark kontextbezogen. Dies zeigte sich auch im Programm des Treffens: Am ersten

Tag besuchten wir in Gruppen verschiedene Frauengruppen oder -projekte in Favelas der Umgebung. Diese Besuche lösten Auflehnung, Zorn und Ohnmachtsgefühle aus angesichts von Armut, Müll, Verschmutzung und der Komplexität der wahrgenommenen sozioökonomischen und politischen Unterdrückung. Gleichzeitig waren jedoch die meisten beeindruckt vom Mut, der Kraft und Beharrlichkeit im Einsatz für bessere Lebensbedingungen! All diese Erfahrungen des «Eintauchens» (imerção) bildeten den Anfang, gleichzeitig aber auch eine Mitte des ganzen Treffens: An der Wirklichkeit dieser Frauen wie auch an mitgebrachten Erfahrungen aus der Arbeit mit verarmten Frauen und Frauengruppen massen wir immer wieder entwickelte Strategien und (theologische) Schlussfolgerungen. Weiterer Aspekt dieses Prinzips, von der konkreten Lebenswirklichkeit und von den darin von Frauen gemachten Erfahrungen ausgehend zu arbeiten, bildete das Einbeziehen des Körpers: als Grundlage aller Wahrnehmung, Reflexion und Erkenntnis, aber auch aller Veränderung. Denn ohne eine Verwandlung in der Beziehung zu unseren Körpern wiederholen sich (wiederholen wir selbst!) automatisch Gewalt- und Unterdrückungsmuster. Daher haben auch äussere Situationen betreffende (soziale, politische, ökonomische etc.) Veränderungen durch unsere eigenen Körper zu gehen, sollen sie wirklich werden.

Als weiteres Schlüsselthema tauchte in vielen Diskussionen die grosse Bedeutung des (oft geringen) Selbstwertes von Frauen auf, der mit Themen wie Gewalt, Armut oder Ausbildung in gegenseitiger Abhängigkeit steht. Gleichzeitig wurde deutlich, wie sehr der Selbstwert vieler, vor allem vieler Frauen, zerstört wurde und wird. Gemäss Ivone Gebara, einer der Kursleiterinnen, handelt es sich dabei um ein kulturelles Problem, da viele, auch Unterdrückte, ein politisches System begünstigen oder sogar stützen, das vom mangelnden Selbstwertgefühl vieler gesellschaftlicher Gruppen profitiert.

Weitere Themen des Treffens waren: Kontextanalyse; Reflexion über von Frauenbewegungen erreichte Veränderungen; Fort- und Rückschritte in der feministischen Theologie und Bibelhermeneutik; religiöse Feiern; Methoden in der Arbeit mit Frauen; Vernetzung und Ausblick.

Susann Schüepp

Hinweise

cf-d-Jahressammlung 1998:

Die Schlüssel den Frauen

Eine geschnitzte Maske aus Südafrika als Schlüsselanhänger ist der diesjähri-

ge Sammlungsgegenstand. Das Sammlungsmotto «Die Schlüssel den Frauen» steht für Arbeit und Ziele des cfd als *feministischer* Entwicklungs- und Friedensorganisation.

In Palästina und Israel, Bosnien-Herzegowina, Kroatien und Kosov@ sowie in den Flüchtlingslagern der Sahrauis in Algerien arbeitet der cfd mit Frauenprojekten und mit Organisationen, die sich für Gleichberechtigung und die Verbesserung des Alltags und der Position von Frauen einsetzen. In der Schweiz unterstützt der cfd Projekte, in denen Migrantinnen ihr Wissen umsetzen, und engagiert sich in der Migrations- und Friedenspolitik.

Die Jahressammlung ist für den cfd die wichtigste Einnahmequelle. Schlüsselanhänger à Fr. 12.–, mit deren Kauf Sie die Arbeit des cfd unterstützen, können bestellt werden bei: cfd, Postfach, 3001 Bern, Tel 031 301 60 06.

KÖRPER(-lichkeit). Das Heil findet fleischlich statt oder gar nicht!

So lautet das Motte der Thementage '99 der Theologischen Fakultät Basel, zu denen die Studierenden herzlich einladen.

ReferentInnen aus verschiedenen Wissenschaftsbereichen beschäftigen sich mit dem Thema Körper(-lichkeit). Am Dienstag Nachmittag wenden wir uns dem Thema praktisch zu mit Werkstätten, einem Gottesdienst und anschliessendem Fest.

Ort: Kollegiengebäude Uni Basel
Zeit: 18.–20. Januar 1999

Lichterfest im Labyrinth

Am 20. Dezember 1998 feiern Frauen auf Boldern den Abschluss der dunklen Zeit und die Wiedergeburt des Lichts. Beginn der Feier um 14.30 Uhr mit einem Blick zurück an Wintersonnenwende auf das vergehende Jahr.

Warme Kleidung, warme, wasserdichte Schuhe und ein Regenschutz für draussen sind erforderlich und für drinnen etwas Leichtes, Bequemes zum Tanzen.

Information und Anmeldung:

Evangelisches Tagungszentrum Boldern, Postfach, 8707 Männedorf,

Tel. 01 921 71 11,

e-mail: tagungen@boldern.ch

Impressum

Herausgeber:

Verein zur Herausgabe
der feministisch-theologischen
Zeitschrift FAMA

Redaktionsteam:

Dorothee Dieterich, Basel
Li Hangartner, Luzern
Monika Hungerbühler, Basel
Barbara Lehner, Luzern
Barbara Seiler, Zürich
Jacqueline Sonogo Mettner, Maur
Doris Strahm, Basel
Silvia Strahm Bernet, Luzern
Ursula Vock, Zürich

Administrations- und

Redaktionsadresse:

Verein FAMA
Monika Hungerbühler
Postfach 300
CH-4012 Basel

Layout:

Esther Kälin Plézer, Bern

Druck:

Gegen-Druck, Luzern

Abonnement:

Normalabo: Fr. 24.-
GönnerInnenabo Fr. 30.-
Auslandabo: Fr. 26.-/DM 28.-
Abonnementsbestellungen siehe:
Administrationsadresse
Kündigungen bis spätestens drei
Monate vor Ablauf des Abos.
Einzelnummern: Fr. 6.- zuzügl. Porto

FAMA erscheint vierteljährlich

Retours:

Verein FAMA
Postfach 300
CH-4012 Basel

Inhaltsverzeichnis

| | |
|--|----|
| Editorial | 2 |
| Schmerz Los (Renata Huonker-Jenny) | 3 |
| Schmerz und Geschlecht (Esther Fischer-Homberger) | 4 |
| Lindern statt heilen (Regula Schmitt-Mannhart) | 8 |
| Schmerz-Lyrik | 10 |
| ... und meine Seele will sich nicht trösten lassen (Monika Hungerbühler) | 11 |
| Was hat denn Schmerz mit Gott zu tun? (Marianne Reifers) | 12 |
| Im Kern des Schmerzes steckt eine Kraft (Luzia Sutter Rehmann) | 14 |
| Literatur | 17 |
| Forum | 18 |

Bildnachweis

Die Steinzeugton-Bildtafeln in dieser Nummer stammen aus dem Zyklus «Frauen Passion – die 10 Tugenden des Patriarchats», den die österreichische Künstlerin Elisabeth Wieser Schiestl 1992 gefertigt hat. Abgedruckt sind die Tafeln 1-2, 4-6 und 9. Sie tragen die Titel: Du sollst leiden, Du sollst Dich nicht wehren, Du sollst ertragen, Du sollst nicht handeln und nicht wissen, Du sollst nicht erinnern, Du sollst nicht würdig sein. Elisabeth Wieser Schiestl hat als Motto über ihren Belegtext ein Zitat von Theodor W. Adorno gestellt: «Leiden beredt werden zu lassen ist Bedingung aller Wahrheit.»

Marga Bührig-Preis für feministisch-theologische Arbeiten

Im Sommer 1999 wird dieser Förderpreis zum ersten Mal vergeben.
Bedingungen: Die Arbeiten sollen wissenschaftlich fundiert sein; sie müssen nicht unbedingt dem herrschenden Standard entsprechen. Sie sollen für Nicht-theologinnen und -theologen lesbar und nachvollziehbar sein. Die Arbeiten können von einer oder mehreren Verfasserinnen stammen. Wünschenswert ist ein kurzes Curriculum jeder Verfasserin. Die Arbeiten sollen bis **Ende März 1999** bei der Präsidentin des Stiftungsrates, **Elisabeth C. Miescher**, eingereicht werden. Eine Kurzzusammenfassung von 1–2 Seiten soll der Arbeit beiliegen. Eine Jury wird die eingereichten Arbeiten prüfen und über die Preisverleihung entscheiden.

Für weitere Auskünfte – schriftlich oder telefonisch – wendet Euch an die Präsidentin des Stiftungsrates: Marga Bührig-Stiftung, c/o Elisabeth C. Miescher, Rütiring 105, 4125 Riehen, Tel. 061 601 71 00.

In eigener Sache

Die einzelnen Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Das Thema der nächsten Nummer: **Allmächtsphantasien** (März).

Neue Abonnementspreise

Weil Produktion und Versand der FAMA in den letzten vier Jahren teurer geworden sind, sehen wir uns leider gezwungen, die Abonnementspreise auf Anfang 1999 geringfügig anzupassen:
Jahresabo: Fr. 25.-; Gönnerinnenabo: Fr. 40.-;
Ausland-/Deutschland: Fr. 30.-/DM 30.-; Einzelnummern: Fr. 6.50 + Porto.

Mitarbeiterinnen dieser Nummer

Esther Fischer-Homberger, Falkenhöheweg 6, 3012 Bern
Monika Hungerbühler, Kannenfeldstrasse 35, 4056 Basel
Renata Huonker-Jenny, Aehrenweg 1, 8050 Zürich
Marianne Reifers, Höhenweg 1, 4500 Solothurn
Regula Schmitt-Mannhart, Könizbergstrasse 74, 3097 Liebefeld
Luzia Sutter Rehmann, Bäumlihofstrasse 198, 4058 Basel